

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Die Müller. Von Ludwig Gurllit	83
Kübeder Kunst. Von Otto Brandhoff	92
Allgemeines öffentliches Wahlrecht. Von Emil Schomser	97
Walzer. Von Stefan Zweig	100
Anzeigen. Von Pankrep, Stöffinger und Medowsky	111
Der Normalarbeitsstag der Juristen. Von Hugo Friedländer	113
Kasholnikow. Von Dmitrij Merezkowski	116

Nachdruck verboten.

Er scheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beteiligung zu zeitgemässen Zinslüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-1 Uhr.

SCHWARZBURG Beste Pension * * * *
 Großstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad *
 Bürgerliche Preise * * **Weisser Hirsch**

Hamburg.

HOTEL ESPLANADE

Am Dammthor-Bahnhof.

Neu eröffnet.

Zimmer mit Bädern.

Carlton Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorfsplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Alle Waffen sind

staatlich geprüft!



Leipzig Z
 umsonst u. portofrei.

Doppelhinten. Kal. 16 u. 22,5 M., **Gartenbüchsenflinten** 15.- M., **Drillinge**, Kal. 16, 20, 31.- M., **Scheibenhbns.** 31,50 M., **Gartenschings** 4,80 M., **Luftgewehre** 3,75 M., **Revolver** 3,20 M., **Pistolen** 1,20 M. an bis zu den feinsten Ausführungen.

Deutsche Waffenfabrik Georg Kuak
 Berlin SW 48, Friedrichstrasse 240-241.

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

Vornehme Menschen. Lebensprobe und Biasterte schreiben an P. P. L.: 1 Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Nachwerken eines Stümpfers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographologischen Arbeiten für mich anzufertigen. . . Sie sind mir allzeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen. . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Denkende Menschen, die Nützliches tiefer verstehen und gerne so gern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Brotschneide und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzusendenden Schriftstücken von eingetragener oder von Freundeshand etc. Adresse P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg 1.



Berlin, den 18. Juli 1908.

Die Mütter.

Ich habe die Pflicht übernommen, eine Erziehungslehre zu schreiben. Bei der Frage: „Wer soll erziehen!“ kam ich von selbst zu der Rethung, mir über Recht und Befähigung der Mütter und Lehrerinnen zu diesem Berufe Klarheit zu schaffen. Weil ich nicht gern nur auf eigene Beobachtung und Empfindung vertraue, hielt ich Umschau in der weiten Welt der Gegenwart und Vergangenheit nach erziehenden Müttern und sonstigen weiblichen Wesen. Das Thema war so verlockend, daß ich darüber meine Hauptaufgabe fast ganz aus den Augen verlor und nur schwer der Versuchung widerstand, vorerst ein Buch über „Die Frau als Erzieherin“ zu schreiben, ein ganzes Buch, das gewiß viel Werthvolles bieten sollte, aus alter und neuer Zeit ausgegraben und zusammengetragen. Dieser Versuchung mußte ich aber widerstehen; das „Buch der Mütter“ soll also noch geschrieben werden (von mir oder von wem sonst): nicht als eine Anleitung für Mütter, wie sie Pestalozzi gab, sondern als ein Archiv, eine Ruhmeshalle der Mütter und Erzieherinnen, deren Verdienst oft ganz im Verborgenen blieb und denen Denkmale auf unseren oft viel zu reichlich geschmückten öffentlichen Plätzen bisher noch nie errichtet wurden.

Um andeutend zu zeigen, was bei einer solchen Untersuchung zu finden wäre, gebe ich hier eine Probe, einen ersten Entwurf, der alle Fehler, vielleicht aber auch einige Vortheile der Skizze an sich haben mag.

Es ist erfreulich, daß die Frauen anfangen, sich wieder mit größtem Eifer den Erziehungsfragen zuzuwenden. Das Kind bis zum schulpflichtigen Alter ist an sich fast ausschließlich auf die Pflege und Erziehung durch weibliche Wesen angewiesen; und so ruht in deren Hand der schwierigste und verantwortungsvollste Theil der ganzen Arbeit. „Von dem Augenblick an, an dem die Mutter ihr Kind auf den Schoß nimmt, unterrichtet sie es, indem sie die

was die Natur dem Kinde zerstreut, in großen Entfernungen und verworrt darbietet, seinen Sinnen näher bringt, ihm die Handlung des Anschauens und folglich die davon abhängige Erkenntnis selbst leicht, angenehm und reizvoll macht. Kraftlos, ungebildet, der Natur ohne Leitung und ohne Nachhilfe hingegeben, weiß die schlechte Mutter in ihrer Unschuld selbst nicht, was sie thut. Sie will nicht unterrichten, sie will ihr Kind nur beruhigen, will es beschäftigen; trotzdem geht sie den hohen Gang der Natur in seiner reinsten Einfachheit, ohne daß ihr bekannt ist, was die Natur durch sie thut. Und die Natur thut doch sehr viel durch sie: sie eröffnet auf diese Weise dem Kinde die Welt; sie bereitet es so zum Gebrauch seiner Sinne vor und zur frühen Entwicklung seiner Aufmerksamkeit und seines Anschauungsvermögens.“ Also sprach Pestalozzi. Und Wilhelm Raabe erzählt in seinem „Hungerpastor“ von einer Mutter, die ihr Kind säugte, es auf die Füße stellte und für das ganze Leben das Gehen lehrte. „Das“, fügt er hinzu, „ist ein großer Ruhm und die gebildetste Mutter kann nicht mehr für ihr Kind thun.“ Frauen haben auch mehr natürliche Anlage für die Erziehungsaufgaben. Sie haben Liebe für die beweglichen liebenswürdigen Puppen; und Liebe ist doch wohl das A und O aller erzieherischen Weisheit. Sie stehen mit ihren Neigungen und Empfindungen den Kindern auch näher als wir Männer, haben mehr Geduld, mehr Lust am Spiel, an der Illusion und am äußeren Schein, verstehen ihre Kinder, denen sie nicht sowohl mit dem prüfenden Verstand als mit empfindenden Herzen begeben, auch besser als wir so gar gescheiten, ernstern Männer. Deshalb sagt schon der kluge Rousseau: „Die Mütter verzichen, wie man behauptet, ihre Kinder. Darin thun sie ohne Zweifel Unrecht, aber vielleicht in nicht so hohem Grade wie Ihr Väter, die Ihr sie verderbt. Die Mutter will ihr Kind glücklich sehen, will es sogleich glücklich sehen. Darin hat sie Recht: wenn sie sich in der Wahl der Mittel irrt, so muß man sie belehren. Der Ehrgeiz, die Habgucht, die Tyrannei, die falsche Vorsorge der Väter, ihre Nachlässigkeit, ihre harte Gefühllosigkeit sind den Kindern hundertmal unheilvoller als die blinde Zärtlichkeit der Mütter.“ Das halte ich für zutreffend. Die Väter machen viel mehr Erziehung-Dummheiten als die Mütter. Das läßt sich historisch belegen. Wir finden es auch in der Dichtung bestätigt, wo wir in Fragen der Erziehung fast regelmäßig der Mutter die höhere Einsicht zugemessen sehen; Beispiel: „Hermann und Dorothea“, wo es die Mutter ist, nicht der Vater, die Goethes Erziehungsgrundsätze vertritt. Der Vater in seinem ungeduldigen Ehrgeiz ist dem Sohn gegenüber von Klein auf ungerecht, auch zu kurzichtig gegen dessen langsam schein, aber doch tüchtige Eigenart. Die Mutter pflegt und hegt wie ein Gärtner die junge Pflanze pflegt, mit weiser Vorsicht und Geduld ihres Kindes Natur, gewinnt dadurch sein Vertrauen, seine volle Hingabe und den bestimmenden Einfluß. Ich berufe mich gern auf Dichter, weil sie mit durch

ihre feine Seelenanalyse oft selbst die tüchtigsten Pädagogen an Beobachtungsschärfe zu übertreffen scheinen. Besonders hoch stehen mir die psychologischen Kinderstudien, die wir Goethe, Dickens und Gottfried Keller verdanken. Diese Poeten wußten, wie es in einem Kinderherzen aussieht, und lehren uns die Bedürfnisse der kindlichen Natur verstehen.

„Ich war“, läßt Dickens den kleinen David Copperfield sagen, „zum Lernen geschickt und willig genug, so lange ich allein mit meiner Mutter zusammen lebte. Ich kann mich dunkel erinnern, daß ich das ABC auf ihren Knien lernte. Noch heute, wenn ich auf die fetten, schwarzen Buchstaben der Fibel sehe, scheint die verblüffende Neuheit ihrer Gestalten und die bequeme Gutmüthigkeit des O, des Q und S wieder, wie damals, vor mir lebendig zu werden. Aber sie erwecken in mir kein Gefühl des Widerstrebens und des Ekels. Im Gegentheil: mir ist, als wäre ich durch das Krokodilbuch (die Fibel) einen Blumenpfad entlang gewandelt, ermuntert auf dem ganzen Weg von meiner Mutter mit der ganzen Sanftmuth ihrer Stimme und ihres Wesens. Aber des feierlichen Unterrichtes, der dann folgte, gedenke ich als einer täglichen kummervollen Quälerei.“ Dickens giebt uns das düstere Gegenbild zu dieser sanften mütterlichen Erziehung. Festigkeit, Charakterstärke: Das sind ja auch die großen Eigenschaften, auf der Mr. und Mstr. Rurdstone, die Feiniger des armen kleinen David Copperfield, fußten. Der erkannte sehr richtig, daß diese Festigkeit nur ein anderer Name für Tyrannei sei, für eine gewisse düstere, arrogante, teuflische Gemüthsart, die in beiden Erziehern steckte. Das Glaubensbekenntniß, wie es von Mr. Rurdstone festgesetzt wurde und vor und nach ihm bis auf den heutigen Tag bei vielen strengen Erziehern in Kraft ist, dieses Bekenntniß lautete: „Niemand in der Welt darf so fest sein wie ich. Ueberhaupt darf kein Anderer in der Welt fest sein; Jeder hat sich meiner Festigkeit zu beugen.“

Herder rühmt seiner Mutter nach, daß sie ihn „beten, fühlen und denken“ gelehrt habe. Das ist wahrhaftig nicht wenig. Seume sagt in seinem „Leben“ bei aller dankbaren Anerkennung der Tüchtigkeit und Rechtlichkeit seines strengen Vaters: „Was ich aber Gutes an und in mir habe, verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen.“ Wilhelm von Rügelen berichtet in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“: „Meine liebe Mutter strebte nach einer anderen Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beschäftigte sie sich treu und unablässig und war gewissenhaft bemüht, nichts zu versäumen, was zu unserer Menschenbildung dienlich schien. Aus diesem Grunde studirte sie auch fleißig die gepriesensten pädagogischen Werke ihrer Zeit, aus denen sie freilich wenig Nutzen ziehen mochte; denn eine halbwegs geschulte Mutter weiß schon allein, wie sie ihre Kinder zieht; wo nicht, so lernt sie es schwerlich, weder von Campe noch von Pestalozzi. Was sie konnte, that

sie mit Treue. Sie lehrte uns die Hände falten und beten, leitete uns zu gewissenhaftester Wahrheitsliebe an, belog uns nie, auch nicht im Scherz und Spiel, und ließ uns ganz besonders niemals mühsig gehen.“ Wohl der Mutter, der durch Kindesdank ein solches Denkmal errichtet wird!

Paul de Lagarde erklärt sich seine trübe Lebensanschauung aus dem frühen Verluste seiner Mutter:

„O Mutter, selbst ein Kind, als Du gebarst,
Warum bliebst Du mir als Gespielin nicht?
Ich konnte ja nicht wachsen, denn mit wem?“

Gottfried Keller hat all seinen Halt an der Mutter gefunden, wie ers so tief ergreifend im „Grünen Heinrich“ erzählt: Wo die Pädagogik der weisen Männer versagte, da triumphierte allzeit die unerschütterliche Treue und Liebe der geistig armen Mutter, die ihr Kind nicht fallen ließ. Ihre Geduld und ihr stilles Vertrauen auf seine gute Natur leuchten ihm wie ein lichter Stern durch alle Irrungen der Nacht vor. Wie aber erging es dem armen Sechsjährigen in der Schule? „Nun sollte ich“, erzählt er, „plötzlich das große P benennen, welches mir in meinem ganzen Wesen äußerst wunderbar und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar und ich sprach mit Entschiedenheit: ‚Das ist der Pumpernickel‘. Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt noch an mir noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen; aber je ernsthafter und zuversichtlicher mein Gesicht in diesem Augenblick war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden mußte, und er fiel über mich her und schüttelte mich eine Minute lang an den Haaren, daß mir Hören und Sehen verging . . . Als der Schulmeister sah, daß ich nur erstaunt nach meinem Kopf langte, ohne zu weinen, fiel er noch einmal über mich her, um mir den vermeintlichen Trost und die Verstocktheit gründlich auszutreiben.“ Nun folgten weitere Strafen; und der Lehrer blieb dabei, daß der kleine Heinrich ein verstockter Bösewicht sei; denn „stille Wasser seien tief“. Da haben wir ein Stück hartherziger Schulmeisterei und als Ursache: völliges Verkennen der kindlichen Natur. Die Mutter wußte es natürlich besser. Sie sagte, Heinrich sei ein durchaus stilles Kind, das bisher noch nie aus ihren Augen gekommen sei und keine groben Unarten gezeigt habe. Allerlei seltsame Einfälle habe er allerdings manchmal; aber sie schienen nicht aus einem schlimmen Gemüth zu kommen, und er mußte sich wohl erst an die Schule und ihre Bedeutung gewöhnen. Natürlich hatte die Mutter Recht.

Das sind so einige typische Fälle, die das Leben tausendfach bestätigt. Ich selbst habe hundertfach unsere Mütter eben so als Anwältin ihrer Kinder sprechen hören.

Wo die Mutter ihrer ersten und beglückendsten Lebensaufgabe, der Wartung und Erziehung der Kleinen, nicht dienen kann, da müßte ein anderes gebildetes und liebevolles weibliches Wesen ihre Stelle vertreten. Finden wir eine solche Erzieherin, dann ist kein Lohn zu hoch für sie. Pestalozzi hat ein Ehrendenkmal dem wackeren Dienstmädchen gesetzt, das ihn erziehen half. Lassen wir uns Das von ihm selbst erzählen:

„Der Vater rief sie an sein Totenbett und sagte zu ihr: ‚Babeli, um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaß meine Frau nicht! Wenn ich tot bin, so ist sie verloren; meine Kinder kommen in harte, fremde Hände. Sie ist ohne Deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder zu erhalten.‘ Gerührt, edel und in Unschuld und Einsicht bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: ‚Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.‘ Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater; sein Auge erheiterte sich, und mit diesem Trost im Herzen schied er. Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals arme Waisen waren, durch alle Noth durchschleppen und durch allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, die sich nur denken lassen. Sie half mit einer Ausdauer, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewunderungswürdiger ist, da sie, aller äußeren Bildung bar, vor wenigen Monaten erst vom Dorfe weg nach Zürich kam, um da einen Dienst zu suchen. Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war die Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens. So schwer auch immer die gewissenhafte Erfüllung ihres Versprechens war, so kam ihr nie der Gedanke in die Seele, daß sie aufhören dürfe oder aufhören wolle, dieses Versprechen ferner zu halten. Die Lage meiner verwitweten Mutter erforderte die äußerste Sparsamkeit. Aber die Mühe, die unser Babeli sich gab, deshalb beinahe das Unmögliche zu leisten, ist fast unglücklich.“

Soll die Stellvertreterin der Mutter Segenreiches leisten, dann muß sie aber auch im Haus eine geachtete Stellung einnehmen. Hören wir darüber wieder Dickens: „Ich sollte meinen“, sagt er, „daß ein Kind gut genug beobachtet und erkennt, wem es nachzuahmen hat. Wie aber und weshalb soll es einen Menschen achten, vor dem kein Anderer Respekt hat, den Jeder über die Achsel ansehen zu dürfen glaubt? Wie soll es zu seinen Studien Lust bekommen, wenn es sieht, wie niedrig seine Gouvernante eingeschätzt wird, die es doch gerade durch Fleiß in eben diesen Studien dahin gebracht hat, Gouvernante zu sein?“

Doch die Zeit, da wieder das Evangelium der Mütter gepredigt wird, kehrt zurück. Man lese Ellen Key und dazu Rousseaus „Emile“! Da haben wir den selben Geist. Auch unser Jahrhundert soll wieder eins der Kinder werden. Man besinnt sich deshalb wieder auf das Recht der Mütter, als der brüsten Fürsprecherinnen der Kleinen, und spricht wieder einmal von einem Recht der Kinder. Hundert Jahre lang hat der Staat in der Gestalt der

Schulmänner fast ausschließlich bestimmend über das Kind gesprochen. „Die Mütter“, sagten sie, „sind zur Erziehung weniger geeignet, denn sie sind blind gegen die Fehler ihrer Kinder. Jede Mutter sieht in ihrem Kind ein Wunder, etwas nie Dagewesenes“. Ja, frage ich, hat die Mutter damit nicht Recht? Ist nicht jedes Kind ein Neues, ein Unikum, eine Welt für sich, eine räthelhafte Gottesgabe? Nur der durch des Dienstes Bürde abgestumpfte Schulmann kann in ihm eine Nummer erblicken. „Die Mütter sind alle stolz auf ihre Kinder.“ Gewiß sind sie es; sollen sie etwa lieber ihre eigene Brut verachten? Das muthet die gute alte Volksdichtung nicht einmal der Affenmutter zu, die den plumpen Hegrimm mit zerzaustem Fell heimtschödt, weil er ihre Jungen junge Teufel, ein Höllengefindel genannt hatte, garstige, schmutzige Rangen, Mooraffen, die man am Besten erkaufen sollte. Enttäuscht schreit sie ihn an:

„Welcher Teufel schickt uns den Boten? Wer hat Euch gerufen,
Hier uns groß zu begegnen? Und meine Kinder? Was denkt Ihr,
Schön oder häßlich, mit ihnen zu thun?“

Keinele Fuchs wußte sie besser zu beurtheilen; und er mag es verstehen:
„Reine Kinder, behewert er hoch, er finde sie sämmtlich
Schön und sittig, von guter Manier; er mochte mit Freuden
Sie für seine Verwandten erkennen.“

So sind die Mütter. Man spricht deshalb wohl von Affenliebe und macht sich darüber lustig. Es giebt natürlich auch krankhaft ausgeartete, weichliche und sündhaft schwache Mutterliebe, die dem Kinde schädlich ist, eine „falsche Naturliebe“, wie Luther sagt, die die Eltern verblendet, daß sie das Fleisch ihrer Kinder mehr achten denn die Seele, eine Liebe, die jeder kindlichen Laune und Schwäche, jeder Bitte, jedem Troß und Eigensinn nachgiebt und dadurch das kleine Wesen zu einem unglücklichen Genußmenschen, Egoisten und Tyrannen großzieht. Das ist aber eher ein Ausfluß von Dummheit als von Liebe. Selbst eine weichliche Frauenerziehung kann noch ihren großen Segen stiften, wie das Beispiel von Pestalozzi lehrt, der auch schwerlich sein zartes Kinder Gemüth bis in sein Mannesalter, der Menschheit zum Segen, bewahrt hätte, wenn er nicht „an der Hand der besten Mutter aufgewachsen wäre als ein rechtes Weibes- und Mutterkind, wie nicht bald in allen Rücksichten ein größeres sein konnte.“

In unserer Zeit hat man auch den Gemüthsreichtum, der sich besonders einoringlich in der Muttergottes mit dem Kinde ausspricht, als minderwerthig bezeichnet. Ich denke dabei an die Schrift des unglücklichen Dr. Otto Weininger „Geschlecht und Charakter“, der dem Weib die Seele abspricht, deshalb auch die Mutterliebe für ein minderwerthiges Gefühl erklärt, das man zu Unrecht fittlich hoch einschätze. Hören wir ihn selbst:

„Es frage sich Jeder aufrichtig, ob er glaubt, daß ihn seine Mutter nicht eben so lieben würde, wenn er ganz anders wäre, als er ist, ob ihre Neigung zu

ringer würde, wenn er nicht er, sondern ein ganz anderer Mensch wäre! Hier liegt der springende Punkt und hier sollen die Rede stehen, welche von der moralischen Hochachtung des Weibes um der Mutterliebe willen nicht lassen wollen. Die Individualität des Kindes ist der Mutterliebe ganz gleichgiltig; ihr genügt die bloße Thatfache der Kindchaft; und Dies ist eben das Unsitliche an ihr. In jeder Liebe vom Mann zum Weib, auch in jeder Liebe innerhalb des gleichen Geschlechts kommt es sonst immer auf ein bestimmtes Weisen mit ganz besonderen körperlichen und psychischen Eigenschaften an; nur die Mutterliebe erstreckt sich maßlos auf Alles, was die Mutter je in ihrem Schoß getragen hat. Es ist ein grausames Gesändniß, das man sich macht, grausam gegen Mutter und Kind, das gerade hierin sich offenbart, wie vollkommen unethisch die Mutterliebe eigentlich ist, jene Liebe, die ganz gleich fortwährt ob der Sohn ein Heiliger oder ein Verbrecher, ein König oder ein Bettler werde, ein Engel bleibe oder zum Scheusal entarte."

Wie falsch und schief das Alles ist, braucht man einem natürlich empfindenden Menschen nicht erst zu beweisen. Auch nicht, daß mancher Vater noch blinder als seine Frau in die Kinder vernarrt ist. Wenige kannten das Leben so gut und wußten es so mit dem Griffel zu meistern wie Honoré de Balzac. Bei ihm muß ein Vater das Beispiel verblendeter Elternliebe geben, die zu alleseitigem Verderben führt: Vater Goriot. Und er bemerkt dazu in seiner großartigen Schöpfung: „Diese Handlung ist keine Erfindung, ist kein Roman! All is true; es ist so wahr, daß Jeder die Elemente davon bei sich zu Haus, vielleicht in seinem eigenen Herzen erkennen kann.“ Während es Mütter giebt, die aus Eitelkeit ihr häßliches Kind verstopfen und verleugnen, giebt es Väter, die gerade in ihre mißrathenen Kinder vernarrt sind. Adolf Matthias, dessen Kapitel über Affenliebe (in seinem bekannten Buch „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?“) fast überall meinen Beifall hat, beruft sich mit Recht auf Horaz, bei dem es heißt:

— — — „Den spielenden Jungen

Kennt sein Väterchen ‚Blinzler‘, den zwerghaft gewachsenen Burschen

‚Blüppchen‘; und ‚Leddelen‘ ruft er das Kerlchen mit süßelgekrümmten Beinern;

Und steht sein Junge auf schwulstig verwachsenen Knöcheln,

Ballt er ihn ‚Humpelchen‘ an“

Im Uebrigen zeigt mir Matthias zu viel Reigung, die Ansprüche und Werthungen der Schule den Müttern gegenüber zu überschätzen und ihr Eintreten für das Recht ihrer Kinder nicht genügend zu würdigen. Man vertrat in jüngerer Zeit diese fast unbegrenzte Hochachtung von den Staatschulen, die das gute, eingeborene Recht der Kindespersönlichkeit tausendfach mißverstehen; nicht vorläufig und nicht durch die Schuld irgendeines Einzelnen, sondern unter der Gewalt erstarrter Institutionen und gestorener Schuldogmatik. Matthias liebt es nicht, wenn Mütter „lästig fallen“ durch Erzählungen von „meinem Jungen“, von „unserem Christian und Kurt“, und ruft dabei aus: „Wenn solche Eltern

doch wüßten, wie innerlich gleichgiltig den Nachbarn es ist, was Lara und Minna, Christian und Kurt für Wunderkinder sind!“ Dieser Ausspruch aus dem Munde eines Erziehers setzt mich in Erstaunen. Er erklärt sich wohl nur aus dienstlicher Abstumpfung. Mir kommt vor: die heutigen Eltern sprechen nicht zu viel, sondern zu wenig von ihren Kindern. Eine Ausnahme von dieser Regel machen sie wohl nur dem Arzt und dem Lehrer gegenüber, wo sie Theilnahme und Verständniß voraussetzen. Uninteressant sind mir solche Erzählungen von Eltern kaum jemals gewesen. Es war mir jedenfalls lieber, wenn sie als Sachverständige genau über die Entwicklung und das Wesen ihrer Kleinen berichteten, als wenn sie sich ohne Sachverständniß in Kunst und Literatur, in Theater- und Konzertberichten oder ohne Gehalt in Haus- und Wirtschaftsklatsch ergingen. An dem Stolz der Mütter habe ich stets meine stille Freude. Er ist viel anmuthender, viel ehrlicher als das Klagen oder das kühle Gerede über die Unart und den Aergcr, den Einem die Kinder machen. Eine Mutter, die so lieblos von ihren Kindern spricht, verdient kein Mutterglück. Sie beweist damit nur, daß sie sich zu gut dünkt, mit ihrem eigenen Fleisch und Blut in innigen Verkehr zu treten. Es müßte doch wunderbar zugehen, wenn sie sich bei gutem Willen keine geistige Gemeinschaft mit ihren Kindern schaffen könnte. Wo soll denn das Kind seinen Anwalt finden, wenn nicht bei der eigenen Mutter? Worauf soll denn eine Mutter stolz sein, wenn nicht auf ihre Kinder? Jede Mutter eine Stachelmutter, jede eine Madonna: Das wäre das Paradies auf Erden. Ueber all Das ist schon so viel Schönes, so Unübertreffliches gesagt, zumal von deutschen Dichtern gesagt worden; aber wer kennt es? Ich will nur an Hebbels kleines Epos „Mutter und Kind“ erinnern. Ueber die kleine Welt des derben niederdeutschen Familienlebens hat da der Dichter, dem man Gemüthtiefe absprach, ein so reinmenschliches Empfinden, eine solche Wärme des Gefühles, eine Freude an dem Wilden, ein Behagen am behaglich Trauten und eine so gläubig versöhnliche Stimmung ausgebreitet, daß daran alle spekulationen, krankhaft grübelnden oder übellaunig absprechenden Betrachtungen hinwegfallen. Er hatte einmal gesagt:

„Ein Shakespeare lächelt über Alle hin
Und offenbart des Erdencrathfels Sinn.“

und fand diese schlichte lächelnde Weisheit selbst im Anblick der Elternliebe.

„Der Stolz“, sagt Dickens in „Nicolas Nickelby“, „ist eine der sieben Todsünden; doch der Stolz einer Mutter auf ihre Kinder kann damit nicht gemeint sein, denn der besteht aus zwei Kardinaltugenden: dem Glauben und der Hoffnung.“ Die rechte Mutter läßt sich allerdings den Glauben an und die Hoffnung auf ihr Kind nicht rauben und erweist darin tiefere Einsicht als viele Väter oder die Masse der Erzieher, die so schnell mit ihrem Latein zu Ende sind und als nutzloses Holz manches Kind verwerfen, aus dem ein

größeter Künstler später noch ein Meisterwerk schnitt. Emil Strauß erzählt uns in „Freund Hein“ von einer Mustermutter, an der er mit Recht eben dieses Gewährenlassen so hoch einschätzt: „Sie war eine jener seltenen Mütter, die ganz ehrlich Das am Liebsten sehen, was ihre Kinder sich selbst wählen und suchen, sofern es nur nichts Bösertiges ist, und die, wenn nicht aus reifer Erkenntniß, dann in der unbefangenen Demuth ihres überall Wunder schauenden Herzens so ein neues, aufschließendes Leben nach seinem noch unverständlichen Sinn sich dehnen und formen lassen.“

Ich wünschte also, daß sich in der Kinderstube die Pädagogik der Mütter wieder energisch behaupten möchte, und wenn es nur deshalb geschähe, weil Goethe einer Mutter die hohe erzieherische Weisheit zutraute, die sich in den Worten ausdrückt:

„Wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muß man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs Beste und Jeglichen lassen gewähren.
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben.
Jeder braucht sie und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“

Und auch an das unvergessliche Wort sei hier erinnert, daß Faust zu den „Müttern“ hinunter stieg und damit zu den tiefsten Tiefen des Lebens und der Unendlichkeit:

„Göttinnen thronen heßt in Einsamkeit,
Um sie ist kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!“

In den Vereinigten Staaten von Amerika liegt jetzt die Schulerziehung auch der männlichen Jugend fast ganz in den Händen von Frauen und Mädchen. Nach den Zeugnissen all Derer, die sich darüber öffentlich geäußert haben, ist der Erfolg durchaus erfreulich. Die sonst so trotzig amerikanische Jugend beugt sich mit einem früh erwachenden Gefühl von Mitterlichkeit der weiblichen Autorität. Und unter der milderer Zucht erwachsen starke, harte Männer. Die deutschen Volksschullehrerinnen leiden noch zu sehr unter den Abriecherei in den Seminaren, die sie zu Vern- und Vehrautomaten macht; sie leiden auch noch unter anerzogenem Mangel an Selbstvertrauen. Wenn sie erst die Hochachtung vor dem männlichen Vorbild verlernt haben, dann ist gerade von ihnen eine Erlösung unserer Volksschulen aus altem Elend zu erhoffen.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Burlitt.



Lübecker Kunst.*)

Aus drei verschiedenen Theilen ist die Stadt Lübeck zusammengewachsen: aus der Burg, dem Markt- und Handelsplatz und dem Dom. In den ältesten Zeiten spielte die Burg als Verteidigungstätte die Hauptrolle. Adolf von Holstein hatte sie gegründet, Helmsich der Däne hatte hier gewohnt und unter Friedrich Barbarossa war sie Reichsburg geworden. Aber die Lübecker wollten in ihrer Stadt nicht länger eine kaiserliche Burg dulden, weil sie sich dadurch in ihrer Selbständigkeit bedrückt fühlten. Deshalb wurde die Burg schon 1229 zerstört; an ihrer Stelle errichteten die Lübecker, um allen Streitigkeiten vorzubeugen, ein der Heiligen Maria Magdalena geweihtes Dominikanerkloster mit einer schönen gotischen Kirche, die im Lauf der Zeit mit Kunstwerken reich geschmückt wurde. Im Jahr 1818 ist diese prachtvolle alte Kirche, die 1806 durch die Franzosen sehr gelitten hatte, eingestürzt worden und im Jahr 1896 ist auf diesem Grundstück unter Benützung des Refektoriums, der Kreuzgänge und der sogenannten Schusterhalle des Klosters ein Gerichtsgebäude erbaut worden, dessen dreigeschossige Hauptfassade neben dem alten Burgtor nicht gerade glücklich wirkt. Auch die Art, wie die drei Nischen in Schultergiebeln enden und von Eckhürnen flankirt werden, macht keinen guten Eindruck.

Der Marktplatz hat seine Bestimmung als Mittelpunkt des Handels vom Anfang der Stadtgründung an, bis neuerdings die Markthallen errichtet wurden, beibehalten. Ursprünglich war der Marktplatz der Mittelpunkt des gesammten städtischen Lebens und schon deshalb räumlich viel ausgedehnter; nicht, wie heute, von Häuserreihen eng begrenzt. In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts wurde das schöne architektonische Bild des Marktplatzes durch das hässliche und hilflose Postgebäude verunstaltet.

Im dreizehnten Jahrhundert schon wurden das Rathhaus und die Marienkirche am Markt angelegt; und rund um den Markt herum bauten die Handeltreibenden ihre Verkaufsstellen. Neben dem Rathhaus siedelten sich die Gewand-, Schneider an. Pelzhändler und Goldschmiede, Zinngießer und Schuster errichteten hier ihre Verkaufsläden. Eine direkte Straße führte vom Marktplatz zum Dom. Die übrigen Straßen gehen von der Verbindungsstraße zwischen Burg und Dom ab und führen zu den beiden Häfen hinunter. Um 1300 waren die meisten Straßen Alt-Lübeds schon angelegt und werden in den Urkundenbüchern namentlich aufgeführt. Das Stadtbild des alten Lübeck, das einem Schildkrötenrücken gleicht, ist nicht nur sehr malerisch; es ist auch klar und übersichtlich und von zwingender Logik.

In diesem Stadtbild entfaltete sich ein gesundes und frohes Leben. Die Häuser wurden als Querhäuser und Giebelhäuser angelegt; die Dachseite der Quer-

*) Der Lübecker Otto Grautoff, der über Plakat- und Bucheinband, über den deutschen Maler Moriz von Schwind, über französische und italienische Kunstsammlungen gute Studien veröffentlicht hat, ist in die Heimath zurückgekehrt und läßt, unter dem einfachen Titel „Lübeck“, in diesen Tagen ein kleines Buch erscheinen, in dem über hanseatische Kultur und Kunst allerlei erzählt, insbesondere über Lübeds alte Herrlichkeit sehr reich berichtet wird. Ein Fragment aus dem Abschnitt, der die Zeit bis 1806 behandelt, mag die Art der Darstellung zeigen. Die feine Epikerkunst des Herrn Thomas Mann hat auch viele Oberdeutsche Lübedisches Wesen jetzt ja kennen und lieben gelernt.

Häuser, die gewöhnlich aus einem niedrigen Erdgeschosß bestanden, das die Dachbalken trug, wandle sich der Straße zu. Sie waren im Innern durch Quermände in Wohnungen eingetheilt, die eine Diele und eine Kammer umfaßten. Die Wiebelhäuser waren in der Richtung des Daches abgechrägt und trugen oft einen treppenförmig sich abstuftenden Aufbau; in etwas späterer Zeit wurden die Wiebelhäuser auch mehrfach durch eine gerade, mit Thürmen und kreisrunden Windöffnungen gezierter Mauer abgeschlossen. In dem Hausinnern der begüterten Bürger entsand mit dem wachsenden Wohlstand der Stadt jene breite und runde Behaglichkeit, jene großartige Raumverschwendung und satte Fülle, die bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein für Lübeck charakteristisch geblieben ist. Das Leben der Bürger wurde behäbig und wohlthätig; schwerfällig aber ist es erst in neuer Zeit geworden. Von der heiteren Genusssreude und dem munteren, ungedrohenen Temperament der Lübecker aus katholischer Zeit zeugen die traulichen Weinstuben und die „lieberrischen“ Badstuben. Damals waren die lockeren Frauen noch nicht unter Oberaufsicht des Rathes kasernirt; sie durften noch unbehelligt wagen, ruhig heimkehrenden Bürgern im Dunkel des Abends ihre Liebe anzutragen oder gar aufzubringen. Für fromme Bürger, die irdischen Abenteuern abhold waren, empfahl sich dafür die Begleitung eines Dieners, der eine Laterne oder Fadel vor ihnen hertrug. Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts wurden die Straßen gepflastert; aber es muß ein fürchterliches Karstoffelpflaster gewesen sein, das schon in Folge seiner ganzen Beschaffenheit eine regelmäßige und gründliche Reinigung nicht zuließ; auch die ersten Anfänge eines Bürgerfestes datiren aus dieser Zeit; sie wurden durch die Rinnsteine begrenzt. An den Häusern entlang zogen sich Bänke, auf denen die Bürger im Abendfrieden die Ruhe suchten. Vor vielen Häusern fanden in alter Zeit Linden und Eichen, die das malerische Bild der Stadt wesentlich verschönern halfen. Reinlicher als die Straßen waren die Menschen selbst, die schon im fünfzehnten Jahrhundert allwöchentlich einmal ein Dampfbad nahmen. Die Kleidung dieser Menschen war nicht nur reinlich: sie war auch kostbar und farbenprächtig; sie schillerte in allen Farben, scharlachroth, grün, blau, mit silbernen und vergoldeten Mustern. Erst durch die Einwirkungen der Reformation wurde das traurige Schwarz die bevorzugte Farbe der Lübecker.

Doch diese Menschen des vierzehnten, fünfzehnten, sechzehnten Jahrhunderts, die in gesundem Gottvertrauen, in heiterem Weltfönn, in Wohlstand und Prachtliebe dahinlebten, künstlerische Talente entwickelten und ihren Kunstfönn bethätigen, wird begreiflich. Und in diesen Jahrhunderten war Lübeck nicht nur ein Mittelpunkt für den Handel zwischen Norden und Süden und für den Wechselverkehr, durch den alle Geldgeschäfte der Ostseeländer geregelt wurden, sondern auch ein Mittelpunkt für die Kunst: die Kunsthauptstadt des nördlichen Deutschland.

Der Dom ist die älteste Kirche Lübecks. Von seiner Gründung erzählt ein kleines Wandgemälde in einem Seitenschiff der Kirche eine hübsche Legende. Einst jagte Karl der Große an der Ostseeküste und fing einen prächtigen Hirschen. Er idrete ihn nicht, sondern legte ihm ein kostbares Halsband um und ließ ihm wieder die Freiheit. Vierhundert Jahre später hielt Heinrich der Löwe sich in der selben Gegend auf und sah einen Hirschen, dem ein goldenes Kreuz im Geweih truchlete, unaufhörlich die selbe Stelle umkreisen. Er fing den Hirschen. Das Kreuz fiel auf die Erde und Heinrich der Löwe las auf dem Kreuz eine Inschrift Karls des Großen.

Erinrich wählte die Stelle dießes seltsamen Erlebnisses für die Erbauung einer Kirche und legte 1173 den Grundstein des Domes. Die unteren, romanischen Stodwerke der beiden Thürme und das Mittelschiff nebst dem Querschiff bis zum Altarraum in dem jetzigen Kirchengebäude stammen noch aus jenem ersten, ursprünglichen Bau. Im dreizehnten Jahrhundert wurde der Dom erweitert. Die beiden Seitenschiffe, die oberen Theile der Thürme und die nach der Fegeseuerstraße zu liegende Vorhalle, das Paradies, sind im Uebergangsstil erbaut, der Chor zwischen 1318 und 1332 im gothischen Stil. Die folgenden Jahrhunderte haben noch Manches hinzugethan.

Die Marienkirche in ihrer jetzigen Gestalt ist jüngerer Datums. Zwar wird schon 1163 eine der Heiligen Maria geweihte Marktkirche erwähnt; sie wurde aber 1251 durch eine Feuersbrunst fast bis auf die Grundmauern zerstört. Sofort scheint mit dem Bau einer neuen Kirche begonnen zu sein, die in den Dimensionen, in der Höhe der Thürme und in dem Reichthum der inneren Ausstattung den bischöflichen Dom weit überbieten sollte. Schon gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts muß das Innere der Kirche vollendet gewesen sein; denn es wird berichtet, daß schon in den neunziger Jahren in der Marienkirche die Messe gelesen wurde. Mit dem Bau der beiden Thürme wurde 1304 und 1310 begonnen. Der mächtige, hochaufragende Bau ist eins der schönsten Denkmäler der norddeutschen Gotik, edel und groß in den Verhältnissen, rein und einfach in den Ausdrucksmitteln und von jener feierlich-ernsten und ergreifenden Wirkung im Innern, wie sie der feste und einige Christenglaube und das bürgerliche Selbstgefühl des Mittelalters zum Ausdruck zu bringen vermochte. Der ganze Bau ist in Backsteinen aufgeführt; und, dem Charakter des Backsteinbaustiles entsprechend, ohne Verzierungen. Dadurch tritt die Konstruktion und die architektonische Gliederung des Gebäudes klar und rein heraus. Daß der Bau trotzdem nicht streng und kalt, sondern anmuthig, leicht und luftig, wie ein Jubelgesang der Menschheit, zum Himmel aufsteigt, ist der außerordentlichen Genialität der Baumeister zu danken, die sehr praktisch dachten, aber doch mit natürlichen Mitteln eine hohe Anmuth in die Linien der Kirche zu legen verstanden. Auf der Westseite heben sich die Thürme in unterjüngten, vierseitigen Stodwerken, die auch durch Fensterpaare belebt sind, mit schlankem, von vier Nibeln eingeschlossenem, ununterbrochenem Helm empor und begrenzen den Nibel des Mittelschiffes, der nur einen Dachreiter trägt. Das Mittelschiff, das im Langhaus sechs, im Chor vier Gewölbefelder umfaßt, erstreckt sich hinter den Thürmen von Westen nach Osten. Die Marienkirche ist nicht in der Kreuzform wie der Dom erbaut, sondern enthält nur ein Mittelschiff, das sechs Gewölbefelder umfaßt, und einen Chor von vier Gewölbefeldern. Um das Mittelschiff ziehen sich niedrige Seitenschiffe, die auch den Chor umlaufen und hinter dem Altar zusammenstoßen.

. . . Wie frisch und ungebrochen der Charakter der Lübeder des Mittelalters war, beweist nicht nur ihre Architektur, sondern auch die Plastik und die Malerei der damaligen Zeit. Alle Kirchen waren in freudigen Farben ausgemalt; um Gott Vater, die Jungfrau Maria und Jesus, den Welteldder, zu preisen, wandte man alle Mittel auf, die der Menschengeist erfunden hatte, machte aus dem Kirchengewölbe einen herrlichen Sternenhimmel, malte und meißelte alle Heldengestalten der heiligen Legenden und pries den dreieinigen Gott durch seine Schöpfung. Der Gottesdienst des Mittelalters war ein Freudenfest. Welche rührende Inbrunst der Gottesderegung spricht daraus, daß die Künstler jener Zeit die Geliebte, die doch

jedem Menschen als das schönste Weib der Erde erscheint, als Gottesmutter verkörpert! Zu ihren Füßen malten sie die herrlichsten Blumen und Früchte der Welt; links kniete der Stifter mit seinen Söhnen und rechts dessen Gattin mit ihren Töchtern; die Schutzheiligen standen im Hintergrund. Alle Lübeder Kirchen sind im Mittelalter mit hellen, leuchtenden Farben prächtig geschmückt gewesen; die Künstler dieser Zeit erzählten den Bürgern auf den Pfeilern der Kirchen die tief-sinnigen Legenden der Heiligengeschichte. Als dann der Protestantismus in Lübeck eingeführt wurde, hat man in beklagterwerthem Vandalismus all diese Schönheit aus der Kirche verbannt und die wundervollen Freskobilder, in denen die Vorfahren ihrer Gottesverehrung Ausdruck gegeben hatten, mit Kalk übertüncht.

Wenn wir die Kunstgeschichte Lübeds nur in großen und allgemeinen Zügen betrachten, so wird uns schon klar, welche große schöpferische Kraft auf allen künstlerischen Gebieten hier einst lebendig war. Es gab im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert in Lübeck am jetzigen Pferdemarkt sogar ein ganzes Künstlerviertel, in dem die Maler und Bildhauer Haus an Haus neben einander wohnten. Am Markt hatten sie Buden errichtet oder gemiethet, wo sie Ausstellungen ihrer Bilder und Skulpturen veranstalteten. In alten Kontrakten und Bestellungen finden wir die Bildhauer als „beibefunder“ und die Maler als „maler“ aufgeführt; die Urkunden erweisen, daß die Bildschnitzer ihre Werke sehr oft selbst bewaltnen und die Grenzen zwischen Malern und Schnitzern hier, wie auch in Sächsischland, nicht scharf zu ziehen sind. Die Maler und Bildhauer waren damals in Lübeck sehr angesehen; und mancher unter ihnen hat es zu bedeutendem Wohlstand gebracht. Aber die Künstler spielten bekanntlich im Mittelalter als Individualitäten nicht die Rolle, die sie heute spielen; sie standen in der bürgerlichen Welt und bildeten eine Kunst, die den übrigen Künsten in keiner Weise vorgezogen wurde. Da diese Kunst nach der Einführung der Reformation immer mehr zusammenschmolz und schließlich sich ganz auflöste, ist die Erforschung ihrer Leistungen außerordentlich schwierig. Die Lübeder Lokalforschung hat sich auf diesem Gebiet in den letzten Jahrzehnten Verdienste erworben. Bevor diese Forschungen einsetzten, glaubte man allgemein, daß die meisten Tafelbilder und Steinskulpturen aus Flandern und Westfalen nach Lübeck eingeführt wären. Das kam hauptsächlich daher, daß eine gewisse Abhängigkeit und Aehnlichkeit zwischen den Lübeder und dem flandrischen, besonders aber den rheinischen und westfälischen Kunstwerken besteht, weiter daher, daß in der Lübeder Gegend selbst sich für die Steinbildnerei kein brauchbarer Stein fand und die Lübeder den Stein aus Bamberg bei Rünster bezogen. Auch kamen Bildschnitzer und Maler aus der westfälischen Gegend nach Lübeck, um sich hier niederzulassen. Von ihnen erlernten die Lübeder das Kunsthandwerk; daraus erklärt sich die Abhängigkeit der Lübeder Kunst von der Westfalens. Die ältesten Kunstwerke, die sich in Lübeck aus dem vierzehnten Jahrhundert erhalten haben, stammen daher aus Flandern, wie die schönen Messing-Grabplatten mit reicher Eingravirung der Bischöfe Burkhard von Surken, von Hochhoid und Johann von Wul im Dom, des Rathsherrn Johann Klingenberg in Sankt Petri und des Bruno Werendorp in der Sankt Marienkirche. Dagegen sind die sechzehn Figuren, die bis zum Jahre 1800 die Bergensfahrerkapelle der Marienkirche schmückten und jetzt im Museum aufgestellt sind, wohl mit ziemlicher Sicherheit aus Lübeck selbst hervorgegangen. Christus und die heilige Maria in der Mitte, umgeben von zwei Engeln, und die zwölf

Apostel. Die Apostel sitzen auf einem hohen Thron mit Rückenlehne und halten ihre Attribute in den Händen. In dem Thron und in den Gewandungen der Apostel ist die romanische Stilsprache noch deutlich erkennbar, während der kleine Kopf der Maria und ihr langer, dünner Körper für die nahe Stilwandlung charakteristisch sind. Auch einige läbder Holzskulpturen aus dieser Zeit sind erhalten. Da die Gotik im Norden Deutschlands einen ganz anderen Charakter annahm als in ihrer Geburtsstätte, der Île de France, da sie im Norden Deutschlands und besonders in den östlichen Bezirken auf das kunstvolle Zierwerk verzichtete und, gereinigt von den phantastischen Fiktalen- und Nebenkonstruktionen, schlicht und einfach durch große, hochstrebende Massen zu wirken suchte, entwickelte sich auch die Skulptur unabhängiger von der Architektur, anders als in Frankreich. Diese Unabhängigkeit von der Architektur ließ die läbder Künstler die Gliederverrenkungen, die wir in der Gotik in Folge des Zwanges der Einordnung in die Architektur so häufig finden, leicht vermeiden; statt des Streben- und Rankenwerkes, mit denen sonst in der Gotik die Altäre so reich durchsetzt sind, sind die geschnitzten Altarschreine läbder's sämtlich nach oben in gerader, horizontaler Linie abgeschlossen. „In dem Hochaltar der Marienkirche“, schreibt Adolf Goldschmidt, „finden wir daher auch in keiner Weise Figuren mit ausgebogener Hälte oder verdrehtem Kopf, auch im Faltenwurf nicht die schroffe Abwechslung, dagegen in der Darstellung eine Reihe von Zügen, die deutlich beweisen, daß der Meister versucht hat, die Szene nachzuempfinden und durch charakteristische Momente dem Beschauer näher zu rücken. So könet bei der Geburt der Maria die Dienerin erst selbst die Speise mit einem Löffel, ehe sie der Wöchnerin davon reicht; so ist es auch ganz individuell dargestellt, wie die Jungfrau Maria mit anderen Mädchen zusammen Unterricht erhält und wie der kleine Jesuskrabe seine Hände lebhaft nach dem vor ihm knienden König ausstreckt. Daneben herrscht eben so wie bei den entsprechenden Gemälden das Streben, durch schlankere Gestalten und weiche Gesichter die Figuren anmuthig vorzuführen, und der selbe Mangel wie bei jenen, nämlich das Unvermögen, die Körpermasse, die Gliederstellungen und die Formen einzelner Körpertheile stets richtig wiederzugeben.“ Will man dem Künstler dieses wundervollen Altarschreines ein gewisses Streben nach Anmuth zugestehen, so scheint mir sein rückwärtsloser Naturinn, sein unerbittliches Streben nach Wahrheit doch augenfälliger. Die seltsame Mischung von Sentimentalität und Brutalität, die für den läbder Volkscharakter so charakteristisch ist, hat hier zum ersten Mal künstlerischen Ausdruck gefunden. Wie brutal ist die Beschneidungsgene und der Kindermord nicht nur im Motiv, sondern auch in der Charakteristik der Theilnehmer dargestellt! Welche rührende Sentimentalität durchweht dagegen verschiedene andere Gruppen. Solches Gemisch von Brutalität und Sentimentalität kommt noch in mehreren Tafelbildern zum Ausdruck. Diese Mischung zweier einander dir.kt entgegengesetzten Gefühlselemente ist im Mittelalter nicht nur in läbde einer psychologischen Vertiefung günstig gewesen. Die Rehrseite der schwärmerischen Gottesminne war eine Grausamkeit ohne jedes Maß. In den Strafen, den Folterqualen, den Hegen- und Ketzerprozessen zeigt sich diese Grausamkeit; und es ist nachgewiesen, daß läbde im Mittelalter eine der grausamsten Städte war.

Paris.

Otto Grautoff.

Allgemeines öffentliches Wahlrecht.

Wenn kein Wahlrechtssystem dem allgemeinen direkten Wahlrecht den Preis der Einfachheit des Verfahrens streitig machen, vollends wenn wir es der Verquickung mit dem Wahlgeheimniß entledigen, so entscheidet über seinen Vorrang der Umstand, daß es den Grundsätzen der politischen Gerechtigkeit besser entspricht als jedes andere Wahlrecht. Die Pflicht, mit Leib und Leben für den Staat einzutreten, wiegt so schwer, daß sie für sich allein ausreichen sollte, uns zu bewegen, ihr das allgemeine Wahlrecht als ein natürliches Korrelat zu gesellen. Der Staatsbürger, der gut genug ist, seine persönliche Existenz dem Gemeinwesen zum Opfer zu bringen, sollte des Rechtes nicht für unwürdig erachtet werden, das Partikelschen an Einfluß auf die res publica geltend zu machen, das der Besitz einer Stimme im Bereich des allgemeinen Wahlrechtes ihm zugesteht. Mit Einem, der für den kategorischen Imperativ dieses Gedankens taub ist, ist über politische Gerechtigkeit überhaupt nicht zu rechten. Handelt es sich bei der allgemeinen Wehrpflicht um eine bürgerliche Ehrenpflicht, so soll man den Träger einer solchen Pflicht nicht durch Verkümmern eines elementaren bürgerlichen Ehrenrechtes erniedrigen. Und dazu kommt noch die nach der Maßgabe des Vermögens allen Staatsbürgern mit relativer Gleichmäßigkeit obliegende Steuerpflicht.

Gegenüber dem Gesamtgewicht dieser beiden Leistungen können Besitz und Bildung den Stand der Waage zu Ungunsten des allgemeinen Wahlrechtes nicht ändern. Um so weniger, als ein größerer Besitz diese Pflichten nicht drückender gestaltet, sondern erleichtert, und als die höhere Bildung, wenn sie nicht ist, sich überall Geltung zu schaffen vermag.

Die allgemeine Wehr- und Steuerpflicht schuf den Boden, auf dem das Reichswahlrecht entstanden ist, und Niemand hat auch nur den Versuch gemacht, für die Ansicht, daß das allgemeine Wahlrecht sich für die Einzelstaaten weniger eigene als für das Reich, einen greifbaren Grund anzuführen; weil stichhaltige Gründe eben nicht zu finden waren oder weil man sich zu den wirklich obwaltenden Motiven nicht zu bekennen wagte. Die Meinung, der Komplex der großen nationalen Aufgaben, wie die Sorge für Heer, Flotte, Kolonien und Sozialpolitik, erheische ein geringeres Maß an Einsicht als die Angelegenheiten der Einzelstaaten, kann nicht ernst genommen werden.

Natürlich pulst die Gerechtigkeit eines Anspruches mit besonderer Lebhaftigkeit in der Brust Dessen, dem er versagt wird. Daher ist es nur zu erklärlich, wenn wir in dem Empfinden der Volksmassen, mit dem heute nun einmal als einem durch Schulzwang und Aufklärung gezeitigten Produkt ihrer intellektuellen und Charakterentwicklung zu rechnen ist, das allgemeine Wahlrecht als den entschiedensten und prägnantesten Ausdruck des Axioms der Gleich-

heit aller Bürger vor dem Gesetz einen immer breiteren und tieferen Raum gewinnen sehen. Die Verweigerung des allgemeinen Wahlrechtes, die von den Betroffenen als eine arge Demüthigung empfunden wird, muß die niederen gegen die höheren Klassen mit steigender Erbitterung erfüllen und sie dem Staatsgedanken mehr und mehr entfremden und verfeinden. Vielleicht wird sie bewirken, daß Liberalismus und Sozialdemokratie die doktrinaire Ueberschätzung der sie trennenden Anschauungen und Grundsätze erkennen und sich entschließen, auf dem Weg praktischer Politik nach den ihnen gemeinsamen Zielen mit vereinten Kräften zu streben. Das Verlangen nach dem allgemeinen Wahlrecht wird sich dann mit verdoppeltem Ungestüm Bahn zu brechen suchen.

Am sechshundzwanzigsten März 1847 betheuerte in der pariser Deputirtenkammer der vielersahrene Guizot mit einer Zuversicht in die Haltbarkeit des Bestehenden, die der am zehnten Januar 1908 im Deutschen Reichstag von unserem Reichskanzler gezeigten nichts nachgab: „Jamais! Il n'y a pas de jour pour le suffrage universel.“ Kaum elf Monate später wurde die Kammer erfüllt und das allgemeine Wahlrecht hielt seinen Einzug, aber zugleich eine Reihe radikaler Reformen: denn der Zeitpunkt für maßvolle Reformarbeit war verfäumd. Unendlich viel wichtiger wirkt nun einmal die Gewalt eines aufgestauten Gewässers, das die Schleusen sprengt, als eines, das ungehemmt in seinem Bett dahinstriemt. Hätte unsere Regierung sich aus eigener Initiative dazu verstanden, das allgemeine Wahlrecht zu gewähren, so würde die Enttäuschung der Ideologen des Umsturzes durch einen solchen Schritt nicht gezögert haben, ihr das Zeugniß einer wahrhaft konservativen Politik auszustellen.

Den „breiten Schichten des Mittelstandes“ aber, deren Interessen der Herr Reichskanzler durch eine „gesunde Reform des preussischen Wahlgesetzes“ gewahrt wissen will, kann keine größere politische Wohlthat erwiesen werden als durch die Aufrückelung aus ihrer Gleichgiltigkeit; die würde aber durch die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechtes bewirkt. Und ist es geboten, des Zeitpunktes gewärtig zu sein, wo unser Volksthum der intensiven Zusammenfassung bedarf, die unerlässlich ist, wenn es gegen fremde Feinde zu kämpfen gilt, so dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Fähigkeit der Volksseele zu patriotischer Aufschwung in dem Maße gelähmt wird, wie das Mißoergnügen über ungerechte politische Benachtheiligung daheim sich weiterer Kreise bemächtigt. Daran darf man nicht zu spät denken.

Neben dem Postulat des allgemeinen Wahlrechtes ist die Frage, ob die öffentliche oder die geheime Wahl den Vorzug verdiene, de jure von untergeordneter Bedeutung und sollte es auch thatächlich sein. Wenn es sich aber um die Entscheidung für das eine oder das andere handelt, so ist das allgemeine Wahlrecht in Verbindung mit der öffentlichen Abstimmung als das Bessere zu betrachten, das der Feind des Guten ist. Für die geheime Wahl

pflegt angeführt zu werden, daß sie dem Wähler die erwünschte Unabhängigkeit seines Votums sichere. Nun ist aber den Anforderungen an ein gerechtes Wahlrechtssystem genügt, wenn die Bürger einer gewissen Altersstufe in den Besitz des gleichen Wahlrechts gesetzt sind. Ob und wie der Einzelne sich seines Wahlrechts bedienen will: Das ist seine persönliche Angelegenheit. Von selbst versteht sich, daß der Staat und seine Organe ihm dabei keine Hindernisse bereiten. Die Forderung aber, den Wähler bei der Ausübung seines Wahlrechtes vor den individuellen Beschränkungen zu behüten, denen das Leben nun einmal unser Thun und Unterlassen in den mannichfachen Beziehungen auch sonst unterwirft: diese Forderung fällt, wenn ihre Erfüllung durch den Staat verbürgt werden soll, aus dem Rahmen der politischen Gerechtigkeit und geräth in das Gebiet des politischen Kleintrams und der politischen Bevormundung. In dieses Gebiet verliert sich im Grunde schon das Gesetz, das den Kauf und Verkauf von Wahlstimmen mit Strafe bedroht. Um wie viel mehr das Verlangen nach besonderen Vorkehrungen zur Aufrechterhaltung des Wahlgeheimnisses. Dem Wähler selbst muß überlassen bleiben, die Bedeutung der Einwirkungen, die durch die geheime Abstimmung unschädlich gemacht werden sollen, abzuschätzen und danach sein Verhalten einzurichten. Wer seines staatsbürgerlichen Rechtes würdig ist, wird sich dieses Rechtes nicht aus Furcht oder aus Scham oder anderen Beweggründen entäußern. Auch hier, wie überall, wirkt die Geheimnisthämerei demoralisirend, wogegen das offene und aufrechte Eintreten für den als richtig erkannten Standpunkt geeignet ist, den politischen Sinn zu entwickeln und zu kräftigen und das Gefühl politischer Verantwortlichkeit und Solidarität zu befestigen. Einem Menschen, der sich gesunder Gliedmaßen erfreut, wird man nicht, für den möglichen Fall, daß er auf seinem Weg Schwierigkeiten finde, Krücken mitgeben; nicht minder abgeschmackt ist, den Wahlraum wie einen Beicht- oder einen Nachstuhl auszustatten. Die Behauptung erscheint psychologisch durchaus plausibel, daß der Wähler, der geheim abstimmt, sich eines Anfluges von Beschämung nicht erwehren könne.

Ist das allgemeine Wahlrecht ein Gebot des politischen Gewissens und der politischen Klugheit, so ist der Ausschluß der geheimen Wahl ein Gebot des politischen Anstandes und der politischen guten Sitte. Die Absicht dieser Zeilen ist nicht, die Beseitigung der geheimen Wahl als eine Korrektur des allgemeinen Wahlrechtes zu empfehlen. Immerhin mag im Streit um das Wahlrecht der Verzicht auf die geheime Abstimmung den Verfechtern des allgemeinen Wahlrechtes einen faktischen Gewinn versprechen. An den siegreichen Freunden des allgemeinen Wahlrechtes wird es sein, da er solchen Verzicht sich etwa trübselnden Rechnungen ihrer Welterbader zu Schanden werden zu lassen.

Mittona.

Emil Thomsen,
V. u. gerichtsrath a. D.
Geheimer Justizrath.

Balzac. *)

Balzac war selbst einer der großen Monomanen, wie er sie in seinem Werk verewigt hat. Enttäuscht in allen seinen Träumen, zurückgestoßen von einer rücksichtslosen Welt, die den Anfänger nicht mag und den Aimen, grub er sich ein in seine Sille und schuf sich selbst ein Symbol der Welt. Einer Welt, die ihm gehörte, die er beherrschte und die mit ihm zu Grunde ging. Wirkliches stürzte an ihm vorbei und er griff nicht danach; er lebte eingeschlossen in seinem Zimmer, festgenagelt an dem Schreibtisch, lebte in dem Wald seiner Gestalten, wie Elie Magus, der Sammler, zwischen seinen Bildern. Von seinem fünfundschwanzigsten Jahre an hat ihn die Wirklichkeit kaum (nur in Ausnahmen, die dann immer zu Tragödien wurden) anders interessiert als ein Material, als Brennstoff, um das Schwungrad seiner eigenen Welt zu treiben. Fast bewußt lebte er am Lebendigen vorbei, wie im ängstlichen Gefühl, daß eine Berührung dieser beiden Welten, der seinen und der anderen, immer eine schmerzliche werden müßte. Abends um acht Uhr ging er ermattet zu Bett, schlief vier Stunden und ließ sich um Mitternacht wecken; wenn Paris, die laute Umwelt, ihr glühendes Auge schloß, wenn Dunkel über das Klauschen der Gassen fiel, die Welt entschwand, begann die seine zu erstehen und er haute sie auf, neben der anderen, aus ihren eigenen zerstückten Elementen, lebte durch Stunden einer fiebernden Ekstase, unablässig die überschäumenden Sinne mit einer Cigarre betäubend, die dann ermattenden mit schwarzem Kaffee wieder weiterpeischend. So arbeitete er zehn, zwölf, manchmal auch achtzehn Stunden, bis ihn Etwas aufriß aus dieser Welt zurück in die eigene Wirklichkeit. In diesen Sekunden des Erwachens muß er den Blick gehabt haben, den Rodin ihm gab auf seiner Statue, dieses Aufgeschrecktsein aus tausend Himmeln und dieses Rückstürzen in eine vergessene Wirklichkeit, diesen entsetzlich grandiosen, fast schreienden Blick, diese um die fröstelnde Schulter das Kleid anstraffende Hand, die Geberde eines vom Schlaf Gerüttelten, eines Somnambulen, dem Jemand roh seinen Namen zugescrien hat. Nicht immer wußte er die Erregung zu stoppen wie eine Maschine, das ungeheure kreisende Schwungrad jäh aufzuhalten, Spiegelschein und Wirklichkeit zu unterscheiden, eine scharfe Linie zu ziehen zwischen dieser und jener Welt. Ein ganzes Buch hat man gefüllt mit Anekdoten, wie sehr er im Rausch der Arbeit an die Existenz seiner Gestalten glaubte. Ein Buch mit oft drolligen und meist ein Wenig grausigen Anekdoten. Ein Freund tritt ins Zimmer. Balzac stürzt ihm entsezt entgegen: „Denke Dir, die Unglückliche hat sich ermordet!“ und merkt erst an dem entsezten Zurückprallen seines Freundes, daß

*) E. „Zukunft“ vom vierten Juli 1868.

die Gestalt, von der er sprach, die unglückliche Frau, nur in seinen Sternenskreisen je gelebt. Und was diese so andauernde, so intensive, so vollständige Hallucination von dem pathologischen Wahn eines Tollhändlers unterscheidet, ist vielleicht nur die Identität der in dem äußeren Leben und in dieser neuen Wirklichkeit bestehenden Gesetze, die gleichen Causalbedingungen des Seins, nicht so sehr die Lebensform wie die Lebensmöglichkeit seiner Menschen, die, als hätten sie nur die Thür seines Arbeitszimmers überschritten, von außen in sein Werk traten. Aber an Dauerhaftigkeit, an Zähigkeit und Abgeschlossenheit des Wahnes war diese Versenkung die eines perfekten Monomanen; seine Arbeit war nicht Fleiß mehr, sondern Fieber, Rausch, Traum und Ekstase. Ein Palliativmittel der Bezauberung war sie, ein Schlafmittel, das ihn seinen Lebenshunger vergessen lassen sollte. Er selbst, zum Genießer, zum Verschwender befähigt wie kein Anderer, hat zugestanden, daß diese fieberhafte Arbeit ihm nichts war als ein Mittel zum Genuß. Denn ein so zügellos Begehrender konnte, wie die Monomanen seiner Bücher, auf jede andere Leidenschaft nur verzichten, weil er sie ersetzte, all die Aufspritzungen des Lebensgefühls, Liebe, Ehrsucht, Spiel, Reichthum, Reisen, Ruhm und Siege konnte er missen, weil er siebenfaches Surrogat in seinem Schaffen fand. Die Sinne sind thöricht wie Kinder. Sie können das Echte vom Falschen, Trug von der Wirklichkeit nicht unterscheiden. Sie wollen nur gefüttert sein, mit Erlebniß oder mit Traum. Und Balzac hat seine Sinne ein Leben lang betrogen, indem er ihnen Genüsse vorlog, statt sie ihnen hinzuworfen; er sättigte ihren Hunger mit dem Duft der Gerichte, die er ihnen versagen mußte. Das leidenschaftliche Betheiligtsein an den Lüsten seiner Kreaturen war sein Erlebniß. Denn er war es ja, der jetzt die zehn Louis hinwarf auf den Spieltisch, zitternd stand, während die Roulette sich drehte, der jetzt die klingende Fluth des Gewinnfies mit heißen Fingern einstrich, er war es, der jetzt im Theater den großen Sieg erfocht, der jetzt mit Brigaden die Höhen stürmte, mit Pulverminen die Börse in ihren Grundfesten erbeben ließ; alle die Lüste seiner Kreaturen gehörten ja ihm, sie waren die Ekstasen, in denen sein äußerlich so armes Leben sich verzehrte. Er spielte mit diesen Menschen wie Gobsec, der Wucherer, mit den Gequälten, die hoffnungslos zu ihm kamen, um sich Geld auszuborgen, die er aufschnellen ließ an seiner Angel, deren Schmerz, Last und Qual er nur prüfend mitansah als das mehr oder minder talentirte Sichgebarden der Schauspieler. Man erzählt von ihm, daß er in der Jugend, als er in seiner Mansarde trodenes Brod, seine ärmliche Mahlzeit, verzehrte, sich auf den Tisch mit Kreide die Handspur von Tellern gezeichnet habe und in ihre Mitte die Namen der erlesensten Lieblingsgerichte geschrieben, um so im trodenen Brod nur durch die Suggestion des Willens den Geschmack der verschwenderischsten Speisen zu spüren. Und wie er hier den Geschmack zu schmecken meinte, wie er ihn wirklich schmeckte, so hat

er sicherlich alle Reize des Lebens in den Eliziren seiner Bücher unbändig in sich getrunken, so eigene Armuth betrogen mit dem Reichthum und der Verschwendung seiner Knechte. Er, der ewig von Schulden Geheßte, von Gläubigern Gequälte, empfand sicher einen geradezu sinnlichen Reiz, wenn er hinschrieb: Hunderttausend Francs Rente! Er war es, der in den Bildern von Elie Ragus wühlte, der diese beiden Gräfinnen liebte wie der Vater Goriot, der gipfelhoch mit Seraphitus über die niegesehenen Fjorde Norwegens aufstieg, der mit Rubempré die bewundernden Blicke der Frauen genoß, er selbst war es, für den er aus all diesen Menschen die Last wie Laos aufschleßen ließ, denen er Glück und Schmerz aus den hellen und dunklen Kräutern der Erde braute. Kein Dichter war je mehr Mitgenießer seiner Gestalten.

Gerade an den Stellen, wo er den Zauber des so sehr ersehnten Reichthums schildert, spürt man stärker als in den erotischen Abenteuern den Rausch des Selbstbezauberten, die Haschischträume des Einsamen. Das ist seine innerste Leidenschaft, dieses Auf- und Abströmen von Zahlen, dieses gierige Gewinnen und Zerrinnen von Summen, dieses Schleudern von Kapitalen von Hand zu Hand, das Schwellen der Bilanzen, das Schwanken der Werthe, diese Stürze und Aufstiege ins Grenzenlose. Millionen läßt er wie Ungewitter über Bettler hereinbrechen, Kapitale wieder in weichen Händen wie Quecksilber zerrinnen, mit Wollust malt er die Paläste der Faubourg, die Magie des Geldes. Die Worte Millionen, Milliarden: Das ist immer hingestammelt mit jenem ohnmächtigen Nichtmehrsprechendkönnen, dem Nöcheln letzten sinnlichen Begehrens. Voluptuös wie die Frauen eines Serail find die Prunkstücke der Gemächer gereiht, wie werthvolle Kronjuwelen die Insignien der Macht ausgebreitet. Bis in seine Manuskripte hat sich dieses Fieber eingebrannt. Man kann sehen, wie die anfangs ruhigen und ziellichen Zeilen aufschwellen wie die Adern eines Jornigen, wie sie taumeln, rascher werden, wie sie rasend sich überhegen, besetzt von den Spuren des Kaffees und der Cigarren, mit denen er die ermatteten Nerven vorwärtspreitschle, hört fast das rastlose ratternde Reuchen der überhitzten Maschine, den fanatischen, maniakalischen Krampf ihres Schöpfers, diese Gier des Don Juan du verbe, des Menschen, der Alles besitzen will und Alles haben. Und sieht den nochmaligen leidenschaftlichen Ausdruck des ew'g Ungenügsamen in den Korrekturbogen, deren statres Gefüge er immer wieder aufriß wie der Fiebernde seine Wunde, um noch einmal das rothe pochende Blut der Zeilen durch die schon starren, erkalteten Körper zu jagen. Solche titanische Arbeit bliebe unverständlich, wäre sie nicht Wollust gewesen und noch mehr: der einzige Lebenswille eines asketisch allen anderen Nachtformen entsagenden Menschen, eines Leidenschaftlichen, dem die Kunst die einzige Möglichkeit der Enttäuschung war. Einmal, zweimal halte er ja flüchtig in anderem Material geträumt. Er hat sich im wirklichen Leben versucht, zum

ersten Mal, als er verzweifelnd am Schaffen die wirkliche Geldgewalt wollte, Spekulant wurde, eine Druckerei begründete und eine Zeitung; aber mit jener Ironie, die das Schicksal immer für Abtrünnige bereit hat, hat er, der in seinen Büchern Alles kannte, die Coups der Börsenleute, die Raffinements der Kleinen und der großen Geschäfte, die Schliche der Wucherer, der jedem Ding seinen Werth wußte, der Hunderten von Menschen in seinen Werken die Existenz errichtet, ein Vermögen mit richtigem, logischem Aufbau gewonnen hatte, er selbst, der Grandet, Popinot, Crevel, Goriot, Bridau, Nucingen, Wehrbrust und Gobsec reich gemacht hat, er selbst hat sein Kapital verloren, ist schämlich zu Grunde gegangen und nichts blieb ihm als das furchtbare Bleigewicht von Schulden, die er dann stöhnend auf seinen breiten Lastträgerschultern das halbe Jahrhundert seines Lebens weiterschleppte, Helot der unerhörtesten Arbeit, unter der er eines Tages mit zersprengten Adern lautlos zusammenbrach. Die Eiferjucht der verlassenen Leidenschaft, der einzigen, der er sich hingeeben hatte, der Kunst, hat sich furchtbar an ihm gerächt. Selbst die Liebe, den Andern ein wunderbarer Traum über Erlebtes und Wirkliches, wurde bei ihm erst Erlebnis aus einem Traum. Frau von Hanska, seine spätere Gattin, die étrangère, der die berühmten Briefe galten, war von ihm leidenschaftlich geliebt, ehe er in ihre Augen gesehen, war damals schon geliebt von ihm, als sie noch Unwirklichkeit war, wie die fille aux yeux d'or, wie die Delphine und die Eugenie Grandet. Für den wahrhaften Schriftsteller ist jede andere Leidenschaft als die des Schreibens, des Erträumens eine Abirrung. „L'homme de lettres doit s'abstenir des femmes, elles font perdre son temps, on doit se borner à leur écrire, cela forme le style“, sagte er zu Théophile Gautier. Im Innersten liebte er auch nicht Frau von Hanska, sondern die Liebe zu ihr, liebte nicht die Situationen, die ihm begegneten, sondern die er sich erschuf; er sättigte den Hunger nach Wirklichkeit so lange mit Illusionen, spielte so lange in Bildern und Kostümen, bis er, wie die Schauspieler, in den erregtesten Momenten selbst an seine Leidenschaft glaubte. Unermüdlich hat er dieser Leidenschaft des Schaffens gefrönt, den inneren Verbrennungsprozeß so lange beschleunigt, bis die Flamme aufschlug und nach außen brach. Mit jedem neuen Buch schrumpfte, wie die magische Elfenstirnhaut seiner mystischen Novelle, bei jedem so erfüllten Wunsch sein Leben zusammen und er unterlag seiner Monomanie wie der Spieler den Karten, der Trinker den Weinen, der Haschischträumer der verhängnißvollen Pfeife und der Wollüstling den Frauen; er starb an der überreichen Erfüllung seiner Wünsche.

Ein so kolossalischer Wille, der Träume so mit Blut und Lebendigkeit erfüllte, der sie anspannte, bis ihre Erregungen nicht minder stark waren als die Phänomene der Wirklichkeit, ein so ungeheuer zauberkräftiger Wille mußte in seiner eigenen Magie das Geheimniß des Lebens sehen und sich selbst zum

Weltgesetz erheben. Eine eigentliche Philosophie konnte Der nicht haben, der nichts von sich verrieth, vielleicht nichts mehr war als ein Wandelhaftes, der keine Gestalt hatte wie Proteus, weil er alle in sich verkörperte, der wie ein Derrwisch, ein flüchtiger Geist, in die Körper von tausend Gestalten unter schlüpfte und sich verlor in den Irrgängen ihres Lebens, jetzt mit dem Einen Optimist, jetzt Altruist, jetzt Pessimist und Relativist war, der alle Meinungen und Werthe in sich ein- und ausschalten konnte wie elektrische Ströme. Er giebt Keinem Unrecht und Keinem Recht. Balzac hat immer *épousé les opinions des autres* (wir haben kein deutsches Wort für dieses spontane Aufnehmen einer Meinung, ohne dauernde Identifizirung); er war eingefangen in den Augenblick, in die Brusthöhle seiner Menschen, trieb fort im Schwall ihrer Leidenschaften und Laster. Wahrhaft und unabänderlich mußte ihm nur der ungeheure Wille sein, dieses Zauberwort Sesam, das ihm, dem Fremden, die Felsen vor der unbekanntenen Menschenbrust aufsprengte, ihn hinabführte in die finsternen Abgründe ihres Gefühls und ihn von dort, beladen mit dem Edelsten ihres Erlebens, wieder aufsteigen ließ. Er mußte mehr als ein Anderer gereizt sein, dem Willen eine über das Geistige ins Materielle hinüberwirkende Gewalt zuzuschreiben, ihn als Lebensprinzip und Weltgebot zu empfinden. Ihm war bewußt; daß der Wille, dieses Fluidum, das, ausstrahlend von einem Napoleon, die Welt erschütterte, das Reich stürzte, Fürsten erhob, Millionen Schicksale verwirrte, daß diese immaterielle Schwingung, dieser rein atmosphärische Druck eines Geistigen nach außen sich auch im Materiellen manifestiren müsse, die Physiognomie formen, einströmen in die Physis des ganzen Körpers. Denn wie eine momentane Erregung bei jedem Menschen den Ausbruch fördert, brutale und selbst stumpfsinnige Züge verschönt und charakterisirt, so mußte ein andauernder Wille, eine chronische Leidenschaft das Material der Züge herausmeißeln. Ein Gesicht war für Balzac ein verfeinerter Lebenswille, eine in Erz gegossene Charakteristik; und wie der Archäologe aus den versteinerten Resten eine ganze Kultur zu erkennen hat, so schien es ihm Erforderniß des Dichters, aus einem Antlitz und aus der um einen Menschen lagernden Atmosphäre seine innere Kultur zu erkennen. Diese Physiognomik ließ ihn die Lehre Galis lieben, seine Topographie der im Gehirn gelagerten Fähigkeiten, ließ ihn Lavater studiren, der in Eines Gesicht nichts Anderes sah als den Fleisch und Bein gewordenen Lebenswillen, den nach außen gestülpten Charakter. Alles, was diese Magie, die geheimnißvolle Wechselwirkung des Innerlichen und Aeußerlichen betonte, war ihm erwünscht. Er glaubte an Mesmers Lehre von der magnetischen Uebertragung des Willens von einem Medium auf das andere, glaubte daran, daß die Finger Feuerzeuge seien, die den Willen ausstrahlten, verkettete diese Anschauung mit den mystischen Vergeistigungen Swedenborgs; und alle diese nicht ganz zur Theorie verdichteten

Viehhabereien faßte er in die Lehre seines Lieblings, des Louis Lambert, zusammen, des chimiste de la volonté, jener seltsamen Gestalt eines früh Verstorbenen, die Selbstportrait und Sehnsucht nach innerer Vollendung sonderbar vereint, die öfter als jede andere Figur Balzacs in sein eigenes Leben hinabgreift. Ihm war jedes Gesicht eine zu entzählende Charade. Er behauptete, in jedem Antlitz eine Thierphysiognomie zu erkennen, glaubte, den Todgeweihten an geheimen Zeichen bestimmen zu können, rühmte sich, jedem Vorübergehenden auf der Straße die Profession von seinem Antlitz, seinen Bewegungen, seiner Kleidung ablesen zu können. Diese intuitive Erkenntniß schien ihm aber noch nicht die höchste Magie des Blickes. Denn all Dies umschloß nur das Seiende, das Gegenwärtige. Und seine tiefste Sehnsucht war, zu sein wie Jene, die mit konzentrirten Kräften nicht nur das Momentane, sondern auch aus den Spuren das Vergangene, das Zukünftige aus den vorgestreckten Wurzeln aufspüren können, Bruder zu sein der Chitomanen, der Wahrsager, der Steller von Horoskopen, der „voyants“ mit einem Wort, die, mit dem tieferen Blick, der „seconde vue“ begabt, das Innerlichste aus dem Aeußerlichen, das Unbegrenzte aus den bestimmten Linien zu erkennen vermochten, die aus den dünnen Streifen der Handfläche den kurzen Weg des zurückgelegten Lebens und den dunklen Pfad in das Zukünftige hinein weiterzuführen vermochten. Ein solcher magischer Blick ist nach Balzac nur Dem gegeben, der seine Intelligenz nicht in tausend Richtungen zersplittert hat, sondern (die Idee von der Konzentrirung ist bei Balzac in ewiger Wiederkehr) in sich aufgespart einem einzigen Ziel entgegenwendet. Die Gabe der „seconde vue“ ist nicht nur die des Zauberers und Seher's. „Seconde vue“, spontane visionäre Erkenntniß, das unbezweifelbare Merkmal des Genies haben die Mütter gegenüber ihren Kindern, Desplein hat sie, der Arzt, der aus der verworrenen Qual eines Kranken sofort die Ursache seines Leidens und die vermuthliche Grenze seiner Lebensdauer bestimmt, der geniale Feldherr Napoleon, der die Stelle sofort erkennt, wo er die Brigaden hinschleudern muß, um das Schicksal der Schlacht zu entscheiden, Marfan, der Verführer, besitzt ihn, der die flüchtige Sekunde aufgreift, in der er eine Frau zu Fall bringen kann, Nucingen, der Börsenspieler, der den großen Coup im richtigen Moment macht: all diese Astrologen des Himmels der Seele haben ihre Wissenschaft dank dem nach innen dringenden Blick, der wie durch ein Perspectiv Horizonte sieht, wo das unbewaffnete Auge nur ein graues Chaos unterscheidet. Hierin schlummert die Affinität zwischen der Vision des Dichters und der Deduktion des Gelehrten, dem raschen, spontanen Begreifen und dem langsamen, logischen Erkennen. Balzac, dem sein eigener intuitiver Ueberblick selbst unbegreiflich werden mußte, der oft erschreckt und mit fast ärem Blick sein Werk überschauen mußte wie ein Unbegreifliches, war gewohn-

gen zu einer Philosophie des Inkommensurablen, war in eine Kunst gerathen; der der landläufige Katholizismus De Maistre nicht mehr genügte. Und dieses Korn Ragie, das seinem innersten Wesen beigemengt war, diese Unbegreiflichkeit, die seine Kunst nicht nur Chemie des Lebens sein läßt, sondern Alchemie, ist sein Grenzwertb gegen die Späteren, gegen die Nachahmer, gegen Zola besonders, der Stein um Stein zusammenraffte, wo Balzac nur den Zauberling drehte und schon ein Palast mit tausend Fenstern sich aufbaute. So ungeheuer die Energie seines Werkes ist: der erste Eindruck ist immer doch der von Zauberei und nicht von Arbeit, nicht der eines Ausborgens vom Leben, sondern eines Beschenkens und Bereicherens.

Denn Balzac (und Dies schwebt wie eine undurchdringliche Wolke von Geheimniß um seine Gestalt) hat in den Jahren seines Schaffens nicht mehr studirt und experimentirt, nicht mehr das Leben beobachtet wie etwa Zola, der sich, ehe er einen Roman schrieb, ein Bordereau für jede einzelne Figur anlegte, nicht wie Flaubert, der Bibliotheken durchstudirte für ein fingerschmales Buch. Balzac kam selten wieder zurück in die Welt, die außer der seinen lag, er war eingeschlossen in seinen Traum wie in ein Gefängniß, angenagelt an den Wasserstuhl der Arbeit, und was er mitbrachte, wenn er einen flüchtigen Ausflug in die Wirklichkeit unternahm, wenn er ging, mit seinem Verleger zu kämpfen oder die Korrekturbogen in eine Druckerei zu bringen, bei einem Freunde zu speisen oder die bric-à-brac-Läden von Paris zu durchstöbern, waren immer eher Bestätigungen als Informirungen. Denn damals, als er zu schreiben begann, war schon auf irgendeine geheimnißvolle Weise das Wissen des ganzen Lebens in ihn eingedrungen, lag gesammelt und aufgespeichert; und es ist vielleicht mit der fast mythischen Erscheinung Shakespeares das größte Räthsel der Weltliteratur, wie, wann und woher all diese ungeheuerlichen, aus allen Berufsclassen, Materien, Temperamenten und Phänomenen herbeigeholten Vorräthe von Kenntnissen in ihn eingedrungen sind. Drei, vier Jahre, Jünglingsjahre, hatte er in Berufen gestanden, bei einem Advokaten als Schreiber, dann als Verleger, als Student; aber in diesen paar Jahren muß er Alles eingeschöpft haben, diese ganz unerklärliche, unübersehbare Fülle von Thatsachen, die Kenntniß aller Charaktere und Phänomene. Er muß in diesen Jahren unglaublich beobachtet haben. Sein Blick muß ein furchtbar saugender gewesen sein, ein gieriger, der Alles, was ihm begegnete, vampyrhaft nach innen riß, in ein Inneres, ein Gedächtniß, wo nichts vergilbte, nichts zerrann, nichts sich mischte oder verdaub, wo Alles geordnet, gesparrt, githürmt lag, immer bereit und stets nach seiner wesentlichen Seite hin geklärt, Alles federnd und auffpringend, sobald er nur leise mit seinem Willen und Wunsch daran rührte. Alles hat Balzac gewußt, die Prozesse, die Schlachten, die Börsenmanöver, die Grundspeculationen, die Geheimnisse der Chemie, die Schliche der Parfü-

meure, die Kunstgriffe der Künstler, die Diskussionen der Theologen, den Betrieb der Zeitung, den Trug des Theaters und jener anderen Bühne, der Politik; er hat die Provinz gekannt, Paris und die Welt, er, der connoisseur en flânerie, las wie in einem Buch in den krausen Bügen der Straßen, wußte bei jedem Haus, wann und von wem und für wen es gebaut war, enträthelte die Heraldik des Wappens über der Thür, eine ganze Epoche aus der Bauart und wußte den Preis der Miethen, bevölkerte jedes Stockwerk mit Menschen, stellte Möbel in die Zimmer, füllte es an mit einer Atmosphäre von Glück und Unglück und ließ vom Ersten zum Zweiten, vom Zweiten zum Dritten Stockwerk das unsichtbare Reg des Schicksals sich spinnen. Er hat eine encyclopädische Kenntniß gehabt, wußte, wie viel ein Bild des Palma Vecchio werth ist, wie viel ein Hektar Weideland kostirt, was eine Spigenmaschine, was ein Tilbury und ein Diener, er hat das Leben der Elegants gekannt, die, zwischen Schulden vegetirend, in einem Jahr zwanzigtausend Francs anbringen; und schlägt man zwei Seiten weiter, so ist es wieder die Existenz eines armseligen Rentiers, in dessen peinlich ausgetüfteltem Leben ein zerrissener Schirm, eine zerbrochene Fensterscheibe zur Katastrophe wird; wieder ein paar Seiten und nun ist er unter den ganz Armen; er geht ihnen nach, wie Jeder seine paar Sous verdient, der arme Musernac, der Wasserträger, dessen Sehnsucht es ist, das Faß nicht selbst ziehen zu müssen, sondern ein kleines, kleines Pferd zu haben, der Student und die Näherin, alle diese fast vegetabilischen Existenzen der Großstadt. Tausend Landschaften stehen auf, jede ist bereit, hinter seine Schicksale zu treten, sie zu formen, und alle sind deutlicher in ihm nach einem Augenblick des Schauens als Anderen nach den Jahren, die sie darin lebten. Alles hat er gewußt, was er einmal flüchtig mit dem Blick angerührt hat, und (merkwürdiges Paradoxon des Künstlers) er hat selbst Das gewußt, was er gar nicht kannte, er hat die Fjorde Norwegens und die Wälle von Saragozza aus seinen Träumen wachsen lassen: und sie waren wie die Wirklichkeit. Ungeheuer ist diese Raschheit der Vision. Es war, als ob er nackt und klar Das erkennen könnte, was die Anderen umhängt und unter tausend Helleidungen erblickten. Ihm war an Allem ein Zeichen, zu Allem ein Schlüssel, daß er die Außenfläche abthun konnte von den Dingen und sie ihm ihr Inneres zeigten. Die Physiognomien thaten sich ihm auf, Alles fiel in seine Sinne wie der Kern aus einer Frucht. Mit einem Ruck reißt er das Wesentliche aus dem Faltenwerk des Unwesentlichen; aber er gräbt es nicht frei, langsam wühlend von Schicht zu Schicht, sondern wie mit Pulver sprengt er die goldenen Nuten des Lebens auf. Und zugleich mit diesen wirklichen Formen saßt er auch das Unsajbare, die gasförmig über ihnen schwebende Atmosphäre von Glück und Unglück, die zwischen Himmel und Erde schwebenden Erschütterungen, die nahen Explosionen, die Wetters-

stürze der Luft. Was den Anderen eben nur Umriß ist, was sie sehen, kalt und ruhig, wie unter einer Vitrine, Das fühlt seine magische Sensibilität wie in der Hülfe des Thermometers als atmosphärischen Zustand.

Dieses ungeheure, unvergleichliche intuitive Wissen ist das Genie Balzacs. Was man dann noch den Künstler nennt, den Bertheiler der Kräfte, den Ordner und Gestalter, den Zusammenhaltenden und Lösenden: Den spürt man nicht so deutlich bei Balzac. Man wäre versucht, zu sagen, er war gar nicht Das, was man Künstler nennt. „Une telle force n'a pas besoin d'art.“ Das Wort gilt auch von ihm. Hier ist eine Kraft, so grandios, daß sie wie die freisten Thiere des Urwaldes der Zähmung widerstrebt; sie ist schön wie ein Gestrüpp, ein Sturzbach, ein Gewitter, wie all die Dinge, deren ästhetischer Werth einzig in der Intensität ihres Ausdruckes besteht. Ihre Schönheit bedarf nicht der Symmetrie, der Dekoration, der nachhelfenden, sorglichen Bertheilung, sie wirkt durch die ungezügelte Vielheit ihrer Kräfte. Balzac hat seine Romane nie genau komponirt, er hat sich in ihnen verloren wie in einer Leidenschaft, gewählt in den Schilderungen wie in Stoffen oder im nacktem blühenden Fleisch. Er reißt Gestalten auf, hebt sie von allen Ständen, Familien, von allen Provinzen Frankreichs aus wie Napoleon seine Soldaten, theilt sie in Brigaden, macht den Einen zum Reiter, stellt den Anderen zu den Kanonen und den Dritten zum Train, schüttet Pulver auf die Pfannen ihrer Gewehre und überläßt sie dann ihrer inneren ungehändigten Kraft. Die Comédie Humaine hat trotz der schönen (nachträglichen) Borrede keinen inneren Plan. Sie ist planlos, wie das Leben ihm selbst planlos erschien, sie zielt nicht auf eine Moral hin und nicht auf eine Uebersicht, sie will das Wandelnde zeigen; in all diesem Ebben und Fluthen ist keine dauernde Kraft, sondern nur ein momentaner Zug wie die geheimnißvolle Anziehung des Mondes, jene unpörperliche aus Wolken und Licht gewebte Atmosphäre, die man Epoche nennt. Dieses neuen Kosmos einziges Gesetz wäre, daß Alles, was gleichzeitig auf einander wirkt, auch sich selbst verändert, daß nichts frei wie ein Gott, der nur von außen stiehe, wirkt, sondern daß alle die Menschen, deren unbeständige Vereinigung erst die Epoche ausmacht, eben so von der Epoche geschaffen werden, daß ihre Moral, ihre Gefühle eben so Produkte sind wie sie selbst. Daß Alles Relativitäten sind, daß, was in Paris Tugend genannt wird, hinter den Azoren ein Laster sei, daß für nichts feste Werthe vorhanden seien und daß leidenschaftliche Menschen die Welt so werthen müssen, wie Balzac sie die Frau werthen läßt: Daß sie immer werth sei, was sie ihn koste. Aufgabe des Dichters, dem (schon weil er selbst nur Produkt, Kreatur seiner Zeit ist) verjagt ist, das Bleibende aus diesem Wandel zu gewinnen, kann nur sein, den atmosphärischen Druck, den geistigen Zustand seiner Epoche zu schildern, das Wechselspiel der gemeinsamen Kräfte, die die Millionen Moleküle befeelten, zusammenfügten

und wieder zersplittern. Meteorologe der sozialen Luftströmungen, Mathematiker des Willens, Chemiker der Leidenschaften, Geologe der nationalen Urformen, kurz, ein Gelehrter in allen Fächern zu sein, der mit allen Instrumenten den Körper seiner Zeit durchdringt und beherrscht, und gleichzeitig ein Sammler aller Thatfachen, ein Maler ihrer Landschaften, ein Soldat ihrer Ideen: Das zu sein, ist Balzacs Ehrgeiz und darum war er so unermüdblich im Verzeichnen eben so der grandiosen wie der infinitesimalen Dinge. Und so ist sein Werk, nach dem Dauerwort Taines, das größte Magazin menschlicher Dokumente seit Shakespeare geworden. Seinen Zeitgenossen und vielen der Heutigen ist Balzac freilich nur der Verfasser von Romanen. So betrachtet, visirt durch das ästhetische Glas, erscheint er nicht so überlebensgroß. Denn er hat eigentlich wenige standard works. Balzac will nicht am Einzelwerk gemessen werden, sondern am Ganzen, will betrachtet sein wie eine Landschaft mit Berg und Thal, unbegrenzter Ferne, verrätherischen Klüften und raschen Strömen. Mit ihm beginnt (man könnte fast sagen: hört auch auf, wäre nicht Dostojewskij gekommen) der Gedanke des Romanes als Encyclopädie der inneren Welt. Die Dichter vor ihm wußten nur zweierlei, um den schläfrigen Motor der Handlung nach vorn zu treiben: sie statuirten entweder den von außen wirkenden Zufall, der wie ein scharfer Wind sich in die Segel legte und das Fahrzeug nach vorn trieb, oder sie wählten als die von innen treibende Kraft einzig den erotischentrieb, die Peripetien der Liebe. Balzac nun hat eine Transponirung des Erotischen vorgenommen. Für ihn gab es zweierlei Begehrende (und, wie gesagt, nur die Begehrenden, die Ambitiosen haben ihn interessirt): die Erotiker im eigentlichen Sinn, ein paar Männer also und fast alle Frauen, deren Sternbild einzig die Liebe ist, die unter ihm geboren werden und zu Grunde gehen. Daß aber alle diese in der Erotik ausgelösten Kräfte nicht die einzigen seien, daß die Peripetien der Leidenschaft auch bei anderen Menschen nicht um ein Gran vermindert und, ohne daß die treibende Urkraft zerstäube oder zersplittere, in anderen Formen, in anderen Symbolen erhalten sei, durch diese thätige Erkenntniß hat das Werk Balzacs eine ungeheuerliche Vielheit gewonnen. Aber noch aus einer zweiten Quelle hat Balzac ihn mit Wirklichkeit gespeist: er hat das Geld in den Roman gebracht. Er, der keine absoluten Werthe anerkannte, beobachtete als Sekretär seiner Zeitgenossen, als Statistiker des Relativen genau die äußeren, die moralischen, politischen, ästhetischen Werthe der Dinge und vor Allem den allgemein giltigen Werth der Objekte, der sich in unseren Tagen bei jedem Ding fast dem absoluten nähert: den Geldwerth. Seit die Vorrechte der Aristokratie gefallen sind, seit der Nivelirung der Unterschiede ist das Geld zum Blut, zur treibenden Kraft des sozialen Lebens geworden. Jedes Ding ist durch seinen Werth, jede Leidenschaft durch ihre materiellen Opfer, jeder Mensch durch sein äußeres Ein-

kommen bestimmt, Zahlen sind die Gradmesser für gewisse atmosphärische Zustände des Gewissens, die Balzac zu erforschen sich zur Aufgabe gesetzt hat. Und Geld kreist in seinen Romanen. Nicht nur das Anwachsen und Hinsterben der großen Vermögen, die wilden Spekulationen der Börse sind geschildert, nicht nur die großen Schlachten, in denen eben so viel Energie verausgabt wird wie bei Leipzig und Waterloo, nicht nur diese zwanzig Typen der Gelderraffer aus Geiz, Haß, Verschwendungslust, Ambition, nicht nur die Menschen, die das Geld um des Geldes willen, und die, welche es um des Symbols willen lieben, und die wieder, denen es nur Mittel zu ihren Zwecken ist, sondern Balzac hat als der Erste und Kühnste an tausend Beispielen gezeigt, wie das Geld selbst in die edelsten, feinsten und immateriellsten Empfindungen eingestrickt ist. Alle seine Menschen rechnen, wie wir es unwillkürlich im Leben thun. Seine Anfänger, die nach Paris kommen, wissen rasch, was ein Besuch in der guten Gesellschaft kostet, eine elegante Gewandung, blanke Schuhe, ein neuer Wagen, eine Wohnung, ein Diener, tausend Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten, die alle bezahlt und erlernt sein wollen. Sie kennen die Katastrophen, verachtet zu werden um einer unmodischen Weste willen, sie haben bald heraus, daß nur Geld oder der Schein des Geldes die Thüren sprengt: und aus diesen kleinen unablässigen Demüthigungen wachsen dann die großen Leidenschaften und die zähe Ambition. Und Balzac geht mit ihnen. Er rechnet den Verschwendern ihre Aufgaben nach, den Wucherern ihre Prozente, den Kaufmännern ihre Verdienste, den Dandies ihre Schulden, den Politikern ihre Bestechungen. Die Summen sind die Gradziffern der aufsteigenden Unruhegefühle, der Barometerdruck der nahenden Katastrophen. Da Geld der materielle Niederschlag des universellen Ehrgeizes war, da es eindrang in alle Gefühle, so mußte er, der Pathologe des sozialen Lebens, um die Krisen des kranken Leibes zu erkennen, die Mikroskopie des Blutes unternehmen und gemessen dessen Geldgehalt feststellen. Denn Aller Leben ist damit gesättigt, es ist Sauerstoff für die gehezten Lungen, Keiner kann es entbehren, der Ehrgeizige nicht für seinen Ehrgeiz, der Liebende nicht für sein Glück und am Wenigsten der Künstler . . . Das hat er selbst am Besten gewußt, auf dessen Schultern die Schuld von hunderttausend Francs sich thürmte, dieses furchtbare Gewicht, das er oft flüchtig, in der Ekstase der Arbeit, von seinen Schultern wegschleuderte und das schließlich zerschmetternd auf ihn niederfiel.

Unübersehbar ist sein Werk. In den achtzig Bänden steht eine Zeit, eine Welt, eine Generation. Nie vorher ist bewußt ein so Gewaltiges versucht worden; und nie wurde die Vermessenheit eines übergroßen Willens besser belohnt. Den Genießenden, den Ausruhenden, die am Abend, aus ihrer engen Welt flüchtend, neue Bilder und neue Menschen wollen, ist Erregung und ein wandelnd Spiel gegeben, den Dramatikern Stoff für hundert Tragoedien,

den Gelehrten, lässig hingeworfen wie Broden vom Tisch eines Uebersättigten, eine Fülle von Problemen und Anregungen, den Liebenden eine geradezu vorbildliche Gluth der Ekstase. Am Gewaltigsten aber ist die Erbschaft für die Dichter. In dem Entwurf der Comédie Humaine stehen nebst den vollendeten noch vierzig unvollendete, ungeschriebene Romane. Moskau heißt der eine, einer die Ebene von Bagram, ein anderer gilt dem Kampf um Wien und wieder einer dem Leben der Pension. Fast ist es ein Glück, daß nicht alle zu Ende gelangt sind. Balzac hat einmal gesagt: „Genie ist, wer stets seine Gedanken in That umsetzen kann. Aber das ganz große Genie entfaltet nicht unablässig diese Thätigkeit; sonst würde es Gott zu sehr gleichen.“ Denn hätte er all diese Bücher vollenden dürfen, den Kreis der Leidenschaften und Geschehnisse ganz in sich zurückführten, sein Werk wäre ins Unbegreifliche gewachsen. Es wäre ein Ungeheures geworden, eine Abschreckung für alle Späteren durch seine Unerreichbarkeit, während es so, ein Torso ohnegleichen, die ungeheuerste Aneiferung, das grandioseste Beispiel ist für jeden schöpferischen Willen zum Unerreichbaren.

Wien.

Stefan Zweig.



Anzeigen.

Der Erste Napoleon. Otto Wigand, Leipzig. 3 Mark.

Nicht, als Arzt, interessirte vor Allem das psychologische Moment in dieser Lebensgeschichte; und damit kam ich von selbst auf das Pathologische. Wie war der Mann? Was war an ihm? Bestand ein innerer Zusammenhang zwischen seinen Thaten und seinem Charakter? Seinen Erfolgen, seinem tragischen Ende und seiner Veranlagung? Diese Fragen zu beantworten, reizte mich; und ich mußte dazu eine Literatur benutzen, die im strengsten Sinn nicht als eine historische bezeichnet wird: die Memoirliteratur, die über die napoleonische Zeit ziemlich groß ist.

Großlichterfelde.

Dr. Fritz Dumstrey.

Künstlersehnen — Dichterschmerzen. Von Arvid Endel-Bronikowski. Hrgl. Junker in Leipzig.

Einem lebensfrohen Jüngling bohrt das kalte Weltstreben tiefe Wunden ins Herz. Doch aus dem Blut blüht die Blume der Zukunftshoffnung hervor. Der Schmerz um die (halslosen) Ideale hat dem noch gährenden Inneren stabilere Weisheit entzungen, der Zwang zum Denken aus dem Goldschacht schwärmerischen Träumens die Wunderkraft zu neuer Lebensgemeinschaft geschürft. Aus dem Träumer ist der Deuter eigener Träume geworden, aus der Sehnsucht Hoffnung, aus der Hoffnung Wille, aus der Ahnungswelt ein Kunstprogramm. Sein neues. Es ist keine Weisheit, die durch ihre Größe, durch Schwung, Kraft, Genialität oder überjähmänglichen Idealismus der Sehnsucht unserer Jugend Worte leiht. Thüren werden es genannt, die sperrangelweit offen stehen, und zu Unrecht verriegelte unerschrocken

gelassen. So kann nur die ungesucht neue Form und feinsüßliche Stoffgliederung dem Autor Freunde werden. Worauf sich die Kunst baut, was ihr den Mutterboden gesunder Entwicklung bietet, wird geprüft, durch klare Parabigmen erläutert und geläutert. Was den Dichter quält und oft am Leben, an der Wirkungsmöglichkeit verzweifeln läßt, was ihm wiederum die Kraft fählt, wird in kurzen, ruhig gezeichneten Kapiteln geschildert. Oft sichert ein Tropfen Sentimentalität durch; aber ein kräftiger Grundton verhilft seiner Natur zu ihrem ungeschminktem Recht. Die Sprache wiegt sich in ruhiger Kühle, in schwebendem Rhythmus, den banale Wortwahl oft unbeholfen scheinen läßt. (Der Autor ist nach Blut und Empfindung international und dichtet in vier Sprachen). Symbolismus, dessen Kofetterie mit Indien unnötig verwirrt, und unerschütterter Ausdruck stilisiren nüchterne Wirklichkeit und schwärmerischen Idealismus. Ihrer Bestehensmöglichkeit gemäß kleiden sich die Gedanken in gebundene und ungebundene Rede. Aber dann verschwimmt, mit feinen Uebergangsformen, die Prosa, wie Recitativ und Eric, in leise Lyrik und eine in Whitmans Versform gedrängte Sprache bricht mit verhaltener, feuchter, unbeholfener Kraft in freie Versformen aus.

Felix Stößinger.

Michelagnolo. Marquardt & Co. 1908.

Gerade in den letzten zwei Jahren, während ich mein Buch in der Hauptsache niederschrieb, ist die Michelagnolo-Forschung eifrig am Werk gewesen. Eine lockende Aufgabe für Zeitpsychologen wäre es, die Ursachen aufzuspüren, die plötzlich die Gestalt dieses Künstlers in den Vordergrund des kunstgeschichtlichen Interesses schoben. Da liegt die Frage denn nah, ob und bis zu welchem Grade mein Buch die Forschung fördere, unser Wissen vom Meister, die Erkenntniß seiner Werte bereichere. Auf diese Frage war ich gefaßt und hätte sie, nach gutem Schulbrauch, vielleicht in einem Vorwort stellen und zierlich beantworten sollen. Doch schon der Mangel eines solchen Vorwortes deutet dem Kundigen an, daß ich nicht für den engen Kreis der Fachgenossen ausschließlich gearbeitet habe und arbeiten wollte. Man kann eine Künstlerbiographie auflösen in eine ununterbrochene Folge höchst verwickelter Spezialuntersuchungen, die Alles, das Hauptsächliche, das Nebensächliche und das Gleichgiltige, mit einem unerbittlichen Fragezeichen versehen, denen keine Thatfache zu unscheinbar ist, sie festzustellen, die in Material und Vermuthungen einen unererschöpflichen Reichtum ausbreiten und mit der Liebe des seligen Valthazar Denner ein Künstlerbildniß schaffen, in dem scheinbar keine Kugel, kein Fältchen fehlt. Man kann aber auch dem starken Gefühl, das die Beschäftigung mit einer Künstlerpersönlichkeit erweckt, einen zwingenden Ausdruck geben wollen, ohne sich an die Einzelheiten zu verlieren, die zerstreuen, ablenken und den Umriß schädigen. Ich habe in Anmerkungen und Excursen eine Reihe von Spezialfragen, zur Rechtfertigung meines Textes, beantwortet, den Text aber mit Absicht so gehalten, daß er dem ernsthaft, wenn auch nicht fachmännisch Gebildeten womöglich ein Vergnügen biete. Ich weiß, daß ich damit den Fachgenossen als ein Unzulängiger erscheinen muß, denke aber, daß ich nicht der Einzige bin, der von der Kunstgeschichte mehr verlangt, als was die Leute vom Fach befrüchtigt.

Großlichterfelde.

Dr. Hans Madowsky.

Der Normalarbeitstag der Justiz.

Der Normalarbeitstag ist eine uralte Forderung der Arbeiter. Die ersten Bestrebungen zur Einführung eines gesetzlichen Normalarbeitstages hat England aufzuweisen. Lord Ashley brachte 1833 ein Gesetz ein, wonach die Arbeitszeit der Erwachsenen auf täglich zehn Stunden beschränkt werden sollte; das Gesetz wurde aber verworfen. In Nordamerika wurden 1840 und 1868 Versuche zur Einführung eines Normalarbeitstages für die Handwerker der Regierungsküchen gemacht. Ein französisches Gesetz vom neunten September 1848 verfügte: das Tagewerk des Arbeiters in Fabriken und Hüttenwerken darf zwölf Stunden wirklicher Arbeit nicht übersteigen. In einigen Staaten Nordamerikas und in den australischen Kolonien ist der achtstündige Normalarbeitstag gesetzlich durchgeführt. Die Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht nur eine Forderung der Sozialdemokraten. Die Arbeiter aller Parteien erstreben einen gesetzlich eingeführten Normalarbeitstag. Die kulturelle Bedeutung der Verkürzung der Arbeitszeit ist nicht zu verkennen. Sie gewährt den Arbeitern Zeit zur Erholung und geistigen Ausbildung und kräftigt das Familienleben. Diese Bewegung macht auch in allen Kulturländern Fortschritte. Selbst viele Arbeitgeber sind Freunde der Arbeitszeitverkürzung, seit sie eingesehen haben, daß der Betrieb und die Waarenherzeugung nicht nur nicht darunter leidet, sondern im Gegenteil gefördert wird; denn zweifellos arbeiten Leute, denen Zeit zur Erholung und Ausbildung gelassen wird, mit mehr Fleiß und Sorgfalt. Daß diese Behauptung nicht nur für körperlich, sondern auch für geistig arbeitende Menschen gilt, ist klar. Die englische Geschäftszeit, die auch in Deutschland in vielen kaufmännischen Betrieben, sogar in Regierungämtern durchgeführt ist, bedeutet den ersten Anfang einer Arbeitszeitverkürzung. In allen Berufen strebt man nach einer Arbeitszeitverkürzung; nur im Reich der Frau Justitia sind solche Bestrebungen fremd. Das ist um so bedauerlicher, als in der Rechtspflege doch vor allen Dingen größte Sorgfalt geboten ist. Die ist aber unmöglich, so lange aus ökonomisch-fiskalischen Gründen an Richterpersonal gespart wird. Schon im Oktober 1881 sagte mir der (inzwischen verstorbene) Landgerichtsdirektor Bachmann, der damals der Ersten Strafkammer des Landgerichtes Berlin I vorsaß, seine Kammer habe so viele spruchreife Sachen zu erledigen, daß er einige für Mitte Dezember angelegt habe. Ein solches Gericht, meinte Bachmann, ist einfach bankrot. Dabei hat die Kammer nicht etwa gesaulenzt. Bis in die späte Nacht wurde im Namen des Königs Recht gesprochen. Zeugen, die zu elf Uhr vormittags geladen waren, harrieten gegen sieben Uhr abends noch des Aufzuses. Seit dieser Zeit ist es aber nicht nur bei den berliner Gerichten, sondern wohl in ganz Deutschland noch viel schlimmer geworden.

Die Kriminalgerichte arbeiten mit allzu hastigem Fleiß. Durch solche Ueberanstrengung muß die Rechtspflege schließlich leiden. Selbst die Laienrichter (Schöffen und Geschworene), die doch selten gewöhnt sind, längere Zeit geistig thätig zu sein, müssen vielfach von frühem Morgen bis in die späte Nacht ihres Richteramtes walten. Dabei handelt sich für den Angeklagten zwar nicht immer um Leben und Tod; auch ein Monat Gefängnis oder eine noch geringere Strafe kann aber das Glück und die Existenz einer ganzen Familie vernichten. Auch Berufsrichter sind Menschen. Wenn eine Strafkammer von neun Uhr morgens mit einer kleinen Pause bis in die späte Nacht arbeitet, dann ist kaum denkbar, daß die Richter noch die erforder-

liche geistige Spannkraft besitzen, um mit Sorgfalt Recht sprechen zu können. Noch weniger können es die Geschworenen. Nun ermäge man, daß Geschworenen- und Strafkammerurtheile nur durch Revision angefochten werden können und daß „that-sächliche Feststellungen“ sich der Nachprüfung des Revisionsgerichtes entziehen. Ich habe im Oktober 1883 dem neukettiner Synagogenbrandprozeß, der vor dem Schwurgericht in Köslin verhandelt wurde, als Berichterstatter beigewohnt. Fünf Juden waren beschuldigt, ihre Synagoge in Brand gesteckt zu haben, um die Versicherungsprämie zu erhalten und ein schöneres Gotteshaus erbauen zu können und (Das stand ausdrücklich in der Anklage und wurde auch vom Vorsitzenden in der Urtheilsbegründung hervorgehoben) um das Verbrechen den Christen in die Schuhe zu schieben. In dieser wichtigen Sache wurde von neun Uhr vormittags mit einer einstündigen Pause bis lange nach Mitternacht verhandelt. Am zweiten Verhandlungstag hat, eine halbe Stunde vor Mitternacht, der berliner Verteidiger Dr. Sello, die Verhandlung abzubrechen, da er geistig und physisch erschöpft sei. „Wir können jetzt die Verhandlung noch nicht unterbrechen“, erwiderte der Vorsitzende, Landgerichtsdirektor Burow; „in dieser Schwurgerichtsperiode sind noch so viele Sachen zu erledigen, daß, wenn wir schon um halb Zwölf abends die Verhandlung schließen, wir unser Pensum nicht absolviren können.“ Also wurde weiter verhandelt: bis zwei Uhr nachts. Am dritten Verhandlungstag hatte sich der Vorsitzende, ein vier-schätziger Hinterpommer, vorgenommen, bis zum folgenden Morgen zu verhandeln. Gegen halb zwei Uhr nachts vernahm man im Gerichtssaal lautes Schnarchen. Einige Geschworene waren vor Müdigkeit eingeschlafen. Das störte aber den Vorsitzenden nicht, von dem ein berliner Journalist schrieb: „Der Mann hat entweder überhaupt keine Nerven oder solche von der Stärke eines Schiffstaues oder einer Ankerkette.“ Die Verhandlung wurde fortgesetzt, als ob es sich um gut bezahlte Akkordarbeit handelte. Gegen Zwei trat ein Geschworener mit schneeweißem Bart und Haupthaar vor den Richtertisch und sagte: „Herr Vorsitzender, ich muß Sie dringend bitten, die Verhandlung jetzt abzubrechen. Wir sitzen hier mit geringer Unterbrechung seit neun Uhr früh. Die jüngeren Herren beschwerten sich schon und ich bin ein alter Mann.“ „Dann wollen wir eine kleine Pause machen“, sprach der Vorsitzende; „abbrechen können wir die Verhandlung noch nicht.“ Eine Pause von fünfzehn Minuten trat ein; dann wurde bis vier Uhr morgens verhandelt. Das Ergebniß dieser denkwürdigen Verhandlung, in der die Angeklagten unter dem Hepp! Hepp! des Straßenspöbels zu schweren Strafen verurtheilt wurden, war, daß das Urtheil vom Reichsgericht eines prozessualen Verstoßes wegen aufgehoben und an das Landgericht zu Königs verwieſen wurde, wo nach nochmaliger sieben-tägiger Verhandlung Freisprechung erfolgte. Im November 1886 waren vor dem Schwurgericht zu Rottbus acht Leute des Landfriedensbruchs angeklagt. Am letzten Tage hatte die Verhandlung von neun Uhr vormittags, mit einstündiger Pause, bis halb acht Uhr abends gedauert. Die Beweisaufnahme war beendet und die Plaidoyers sollten beginnen. Die Verteidiger und die Geschworenen boten um Ver- tagung. Der Gerichtshof lehnte sie ab, „da die Sache bis zwölf Uhr nachts er- ledigt werden könne“. Die Geschworenen konnten aber erst gegen halb drei Uhr nachts die Verathung anfangen. Um sechs Uhr morgens war die Verhandlung zu Ende gediehen. Im aachener Aegianerprozeß, der vom dreißigsten Mai bis zum achten Juni 1895 vor der aachener Strafkammer durchgeführt wurde, beantragte

Staatsanwalt Pult am zweiten Tage nach einer zwölfstündigen Verhandlung eine Nachsitzung, weil er einen Pfingstausflug unternehmen wolle. Der Gerichtshof lehnte den Antrag ab. Und es wurde weiter verhandelt.

Ich könnte noch viele Vorgänge ähnlicher Art aufzählen. Zeigt nicht aber schon, was, wüßte, Mittagsgelute, die Prochwandigkeit, yfandliche, Landolts? In den überfüllten Gerichtssälen ist die Luft meist geradezu unerträglich; schon deshalb dürften die Verhandlungen nicht zu lange dauern. Als ich im Dezember 1884 nach Leipzig kam, um mir eine Eintrittskarte zu dem Prozeß wider Reindorff und Genossen zu verschaffen, fragte ich den Senatspräsidenten Drenkmann, der den Vereinigten Strafsenaten des Reichsgerichts vorsitzen sollte, wie viele Tage die Verhandlung wohl dauern werde. Er antwortete: „Das kann ich heute selbst noch nicht wissen. Der Vorsitzende, der vor einer so umfangreichen und wichtigen Sache genaue Zeitbestimmungen giebt, verkennt seine Aufgabe.“ Würde sich bei Gerichtsverhandlungen, insbesondere bei großen Prozessen nicht die „englische Geschäftszeit“ empfehlen? Eine lange Mittagspause ist meiner Meinung nach nicht nützlich. Die Prozeßbeteiligten sind nach der Mittagspause geistig meist nicht mehr so frisch wie vor dem Essen. Plenus venter non studet libenter: Das merkt man auch in Gerichtssälen. Man sollte, wie es bei einigen Gerichten (besonders beim Reichsgericht) geschieht, von neun Uhr vormittags mit einer höchstens halbstündigen Pause bis vier Uhr nachmittags verhandeln. Nur dann wird es möglich sein, die Verhandlung mit der nöthigen Sorgfalt zu führen. Hugo Friedländer.

Der Verfasser dieses Artikels ist seit vierzig Jahren Gerichtsberichterstatler und in den alten und neuen Sälen des Berliner Kriminalgerichtes neben seinem Kollegen Oskar Thiele die bekannteste Gestalt. Vor ein paar Wochen hat Herr Friedländer, unter dem Titel „Kulturhistorische Kriminalprozesse der letzten vierzig Jahre“ (im Verlag Kontinent) einen Band veröffentlicht, in dem die berühmtesten Prozesse dieses Zeitabschnittes kurz, doch klar darge stellt sind. Die Serie reicht von dem Baderassenprozeß Jastrow, über Hodel, Tisza-Eszlar, den Chemnitzer Sozialistenprozeß hinweg, bis zu der auf den Namen Heinz ge tauf ten Tragikomödie. Die Sammlung wird fortgesetzt.



In der bekannten prunkvollen Liebhaber-Zeitschrift „Pan“ fand ich im Doppelheft Dezember-Januar 1896 einen reich illustrierten Aufsatz von Peter Jessen über Ex libris. In besonders feiner Ausstattung sind in ganzseitigem Druck auf Kunstblättern zwei Ex libris beigegeben: das des Freiherrn von Wendelstadt auf Reubauern und das des Grafen Philipp zu Eulenburg. Wendelstadts Buchzeichen versinnbildet eine verwickelte Burganlage mit dem Wappenspruch Nobis et amicis. Das Ex libris des Eulenburgers stellt im Hauptbild einen weichgelockten griechischen Knaben dar mit schüchtern mädchenhaftem Ausdruck; der Mund ist knospenhaft, die Augen sind groß, erwartungsvoll, fast ängstlich fragend. Das Gesicht ist voll dem Beschauer zugewendet. Zum Schmuck des Haars ist ein zartes Vorberreis eingeflochten. Auf der rechten Brustseite ist kaum für das eulenburgische Wappen ausgespart, auf der linken Seite steht ein griechisch stilisierter Hellenbehälter. Das Ganze in seiner feinen Umrißmanier auf rosa getöntem Grund ist süß und kitschig wie die Etiquette einer Schokoladenschachtel, doch jetzt recht interessant.



Rasfólnifow.*)

Die beiden gleichzeitigen und doch so verschiedenen Auseinandersetzungen des russischen Geistes mit Napoleon als der Verkörperung des westeuropäischen Geistes (gleichsam zwei Wiederholungen des Jahres 1812) sind in der russischen Literatur: „Krieg und Frieden“ und „Robion Rasfólnifow“. Die erste Auseinandersetzung hat nicht mit einem Sieg, sondern nur mit einer Religionverdringung geendet. Ob der russische Geist auch in der zweiten eine Niederlage erlitten hat oder nicht, bleibe dahingestellt. Jedenfalls hat er hier gezeigt, daß er würdig ist, seine Kräfte mit einem solchen Gegner wie Napoleon zu messen. Hier ist er dem Feind entgegengetreten: Auge in Auge, wie es dem Kämpfer im Kampf gebührt.

Dostojewskij hat die erste Kraftlosigkeit der napoleonischen Idee aufgedeckt; nicht die politische und nicht einmal die sittliche Kraftlosigkeit, sondern die religiöse: bevor man in Europa die Idee der altrömischen Monarchie, die Idee des universalen Caesar-Bereinigers, des Menschgottes auferweckte, mußte man zuerst die entgegengesetzte Idee der christlichen universalen Vereinigung, die Idee des Gottmenschen überwinden. Doch der historische Napoleon hat diese Idee in seinen Thaten eben so wenig bewältigt, wie Napoleon-Rasfólnifow es in der Anschauung gethan hat; Beide sind nicht einmal an sie herangetreten, Beide haben sie überhaupt nicht gesehen. Wenn Napoleon dem Rasfólnifow thatsächlich als ein „Prophet zu Pferde mit dem Schwert in der Hand“ erscheint, so ist er doch immerhin ohne einen „neuen Koran“, ein Prophet nicht von Gott und nicht gegen Gott, sondern nur ohne Gott; und in diesem Sinne ist er natürlich Pseudoantichrist. „Wenn es Gott nicht giebt, so bin ich Gott!“ folgert der irrsinnige und furchtlose Kirilow; ist er nicht etwa deshalb furchtlos, weil er irrsinnig ist? „Wenn ich mir einfallen ließe, mich für Gottes Sohn auszugeben, so würde man mich in allen Jahrmarktssüden verspotten!“ meinte der nicht gar zu vorsichtige und vernünftige Napoleon. Versteht sich: hier ist vom Erhabenen, vom Furchtbaren zum Lächerlichen „nur ein Schritt“. Ist aber die Furcht vor dem Lächerlichen bei Napoleon nicht zu gleicher Zeit eine eben so lächerliche Furcht wie die Furcht des Usurpators vor der Krone des legitimen Nachfolgers? „Gott hat sie mir gegeben. Wehe Dem, der an sie rührt.“ Hat sie wirklich Gott selbst gegeben? Noch Niemand

*) „Robion Rasfólnifow“ ist (als das erste der fünf großen Romanepen, die Dostojewskij geschrieben hat) im Lauf des Jahres 1866 vollendet worden. Das Werk hat im Russischen einen Titel, dessen Uebersetzung sich der Begriffswelt „Schuld und Sühne“ nähert. Dieser Titel war ein Rothtitel. Die Lösung des Problems, die der Titel andeutet, bringt das Werk gar nicht. Der geplante zweite Theil, auf den sich der Titel bezieht, ist nie geschrieben worden. Es ist daher angebracht, dies Werk grundsätzlich mit dem Namen zu nennen, den sein Inhalt verlangt und an den sich das allgemeine und natürliche Empfinden denn auch längst schon gewöhnt hat: mit dem Namen seines Helden, in dem die Gestalt des jungen russischen Studenten und Ideologen Typ und beinahe Symbol geworden ist. Das Meisterwerk der Psychologie erscheint jetzt in neuer Ausgabe bei R. Piper & Co. in München. Aus der Einleitung Wereschowskij wird hier ein Bruchstück gegeben.

hat ihn mit einem so höhnischen Lächeln danach gefragt, Niemand hat mit einer solchen Vermeffenheit an seine Krone gerührt wie Dostojewskij.

„Ich wollte ein Napoleon werden; darum erschlug ich. Ich stellte mir einmal die Frage: Wenn, zum Beispiel, an meiner Stelle Napoleon gewesen wäre und er weder Loulon noch Egypten noch einen Uebergang über den Mont Blanc gehabt hätte, um seine Laufbahn zu beginnen, sondern statt all dieser schönen und großartigen Dinge nur irgendein lächerliches Weib, eine alte Registratorenwitwe, die er noch dazu hätte erschlagen müssen, um aus ihrem Kleiderkasten Geld stehlen zu können? Würde er sich dann dazu entschlossen haben, wenn ein anderer Ausweg für ihn nicht möglich gewesen wäre? Hätte ihn Das nicht abgestoßen, weil es doch gar zu wenig ‚großartig‘ war und Sünde wäre? Ueber dieser ‚Frage‘ habe ich mich entsetzlich lange abgequält, so daß ich mich ganz fürchterlich schämte, als ich endlich errieth (ganz plötzlich, irgendwie), daß es ihn nicht nur niemals abgestoßen haben würde, sondern ihm sogar überhaupt nicht in den Sinn gekommen wäre, daß so Etwas gar nicht ‚großartig‘ sei. Er hätte überhaupt nicht begriffen, was ihn dabei abstoßen könnte; sobald nur da sein einziger Ausweg gewesen wäre, hätte er sie in einer Weise erwürgt, daß ihr nicht einmal Zeit zum Wadfen geblieben wäre; ohne das geringste Bedenken. Nun: ich befreite mich von den Bedenken und erwürgte, nach dem Beispiel seiner Autorität. So war es.“

Raskolnikow begreift nur zu gut den Unterschied zwischen Napoleons „geglücktem“ und seinem eigenen „mißglückten“ Verbrechen, aber nur den ästhetischen, den Unterschied in der „Form“ und in der Eigenart der geistigen Kraft. Er vergleicht sein Verbrechen mit den blutigen Heldenthaten berühmter, gekrönter, historischer Verbrecher; doch Dunja, seine Schwester, protestirt gegen einen solchen Vergleich: „Das ist doch etwas ganz Anderes, Bruder!“ Da ruft er wie rasend aus: „Ah! Es ist nicht die selbe Form! Es hat kein so ästhetisch schönes Äußere! Ich aber verstehe wirklich nicht, warum eine regelrechte Schlacht, mit Kanonentugeln auf die Menschen feuern, eine ehrenwerthere Form sein soll!“ Die Furcht vor der Aesthetik ist das erste Anzeichen der Kraftlosigkeit. „Napoleon, die Pyramiden, Waterloo, — und eine hagere, häßliche Registratorenwitwe, eine alte Wucherin mit einem rothen Koffer unter dem Bett: wie soll Das selbst ein Porfirij Petrowitsch (der Untersuchungsrichter) verdauen! Wie sollen Die an ein solches Problem heranreichen! Die Aesthetik fñdt: ‚Wird denn‘, heißt es, ‚Napoleon unter das Bett eines alten Weibes kriechen?‘“

Ja, gerade die konventionelle Aesthetik, die Rhetorik der Lehrbücher, die historische Lüge, die wir mit der Milch unserer erziehenden Mutter, der Schule, einsaugen, entstellt und verunstaltet unsere sittliche Werthung der universalhistorischen Erscheinungen. Von dieser „ästhetischen“ Schale befreit nun Raskolnikow die Frage nach dem Verbrechen der Helden, führt sie, wie Sokrates sagt, „vom Himmel auf die Erde herab“, von der Höhe der Abstraktionen, wo die akademische Vergötterung der Großen üblich ist, in die Ebene des lebendigen Lebens, stellt uns, Angesichts gegen Angesicht, dieser Frage in ihrer ganzen grauenvollen Einfachheit gegenüber. Hat doch Jeder von uns, uns Nichthelden, wenigstens einmal im Leben mehr oder weniger bewußt für sich entscheiden müssen, wie Raskolnikow es that: „Bin ich zitternde Kreatur oder habe ich das Recht?. Bin ich ein „Fressender“ oder ein „Gefressener“? Und diese Frage, dem Anscheine nach die der umfassendsten und

allgemeinsten universalhistorischen Anschauung, ist hier mit der ersten und wichtigsten sittlichen Frage jedes einzelnen Menschenlebens, jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit untrennbar eng verbunden. Ohne diese Frage mit dem Verstand und dem Herzen beantwortet zu haben (oder hat man sie nur mit dem Verstand oder nur mit dem Herzen beantwortet?), kann man nicht leben, kann man keinen einzigen Schritt vorwärts im Leben thun.

Wenn wir uns nun von der „Furcht vor der Aesthetik“ befreien; werden wir dann nicht zugeben, daß der erste, sagen wir, mathematische Ausgangspunkt der sittlichen Bewegung Napoleons und Raskolnikows der selbe ist? Beide sind aus der selben Wichtigkeit hervorgegangen: der kleine Korsikaner, der auf die Straßen von Paris hinausgeworfen war, der Fremdling ohne Titel, ohne Herkunft, dieser Bonaparte ist eben so ein unbekannter Vorübergehender, ein junger Mann, „der einmal in der Dämmerstunde aus seiner Dachstammer heraustrat,“ wie der Student der Petersburger Universität Rodion Raskolnikow. „Er war auffallend schön; er hatte dunkle Augen und dunkelblondes Haar, war schlank und wohlgestaltet“: Das ist Alles, was wir zu Anfang der Tragoedie von Raskolnikow wissen; und nur ein Wenig mehr wissen wir von Napoleon. Das „Menschenrecht“ und die „Freiheit“, die die „Große Revolution“ erobert hatten, sind für Beide in erster Linie das Recht und die Freiheit, vor Hunger zu sterben; „Gleichheit und Brüderlichkeit“ sind für sie Gleichheit und Brüderlichkeit mit denen, die von ihnen verachtet oder gehaßt werden. Beim Anblick dieser „Nächsten“ und „Gleichen“, sagt Dostojewskij von Raskolnikow, „drückte sich die Empfindung des tiefsten Efels in den seinen Hügen des jungen Mannes aus“; und wir können dabei eben so gut an Napoleon denken. Brüderlichkeit und Gleichheit: tieffter Efel; Freiheit: tiefste Beschämung, Einsamkeit. Weder Vergangenheit noch Zukunft. Weder Hoffnungen noch Uebertreibungen. „Ein Einziger gegen Alle; sterbe ich morgen, bleibt nichts von mir übrig“: Das ist die erste Empfindung Beider. Und der Einfall dieser „gitternden Kreatur“, ein „Serrischer“ zu werden, wäre ein eben so verrückter Einfall oder Größenwahnsinn bei Napoleon wie bei Raskolnikow; zuerst ins Krankenhaus, dann in die Zwangsjacke, — und aus ist es. Raskolnikow hat vor Napoleon sogar einen gewissen Vorzug: er sieht nicht nur die äußeren, sondern auch die inneren Schranken und Hindernisse, die er „übertreten“ muß, um „das Recht zu haben“. Napoleon sieht sie überhaupt nicht. Uebrigens war vielleicht gerade diese Blindheit eine Quelle seiner Kraft, allerdings nur bis zu einer gewissen Zeit: zuletzt wird der Mangel an Erkenntniß jeglicher Kraft doch nicht verziehen; und auch Napoleon wurde dieser Mangel nicht verziehen. Raskolnikow erküht sich zu Größeren, weil er mehr, weil er Größeres sieht. Hätte er gesiegt, so wäre sein Sieg endgiltiger, unumstößlicher gewesen als der Sieg Napoleons. In jedem Fall aber ist, in Folge der Gleichheit oder Einheit des Ausgangspunktes, trotz dem unermesslichen Unterschied der zurückgelegten Wege, das sittliche Gericht über Raskolnikow zu gleicher Zeit auch Gericht über Napoleon. Die Frage, die in „Rodion Raskolnikow“ gestellt wird, ist die selbe Frage, die Tolstoj in „Krieg und Frieden“ stellt; der ganze Unterschied besteht darin, daß Tolstoj sie umfängt, während Dostojewskij sich in sie verliert; der Eine tritt von außen an sie heran, der Andere von innen; bei dem Einen ist es Beobachtung, bei dem Anderen Experiment.

Die Revolution war ein ungeheurer politischer, schon in viel geringerem

Maß ein sozialer, die Stände treffender und überhaupt kein moralischer Umsturz. „Du sollst nicht töten“, „Du sollst nicht stehlen“, „Du sollst nicht ehebrechen“: Alles ist geblieben, wie es war, wie es die Tafeln Moses vorschreiben; Alles hat, ganz abgesehen von den äußeren kirchlichen und monarchischen Ueberlieferungen, seine innere sittliche Nothwendigkeit vor dem Henker (Robespierre) eben so wie vor dem Opfer (Ludwig dem Sechzehnten) aufrecht erhalten. Trotz der „Göttin der Vernunft“ war Robespierre ein eben solcher „Deiß“ wie Voltaire, trotz der Guillotine ein eben solcher „Menschenfreund“ wie Jean Jacques Rousseau. Man muß seinen Nächsten lieben, man muß sich für seinen Nächsten opfern; diesem Gebot widersprach kein Einziger, weder die Henker noch die Opfer. Hierbei vollzog sich keinerlei Umwerthung der sittlichen Werthe. Die Persönlichkeit war der Allgemeinheit in der neuen Regierungsform nicht etwa weniger untergeordnet, sondern mehr. In der Zeit mittelalterlicher Verfassung war diese Unterordnung ganz natürlich gewesen, war die Unterordnung des einen Gliedes im lebendigen Volkskörper unter ein anderes durch eine vielleicht sogar falsch aufgefaßte, aber immerhin religiöse, uneigennützigte Idee bedingt. Jetzt wird die Politik zur Mechanik; die Persönlichkeit ordnet sich dem äußeren Zwang des „Gesellschaftsvertrages“ unter, der Stimmenmehrheit; sie wird zum Hebel inmitten aller Hebel der vernünftig und richtig gebauten Maschine, zur Eins unter Einern, zur mathematisch berechenbaren Ziffernhöhe dieser Mehrheit. Der Druck der neuen anmaßenden Freiheit war, wie sich erwies, fürchterlicher als der Druck der alten unverhohlenen Anechtenschaft. Und die Persönlichkeit hielt es nicht aus und empörte sich in einer letzten, noch nie dagewesenen Empörung.

Am Allerwenigsten dachte an die Rechte der Menschenpersönlichkeit, an die Umwerthung aller sittlichen Werthe natürlich Napoleon, als er die Klause der touloner Kanonen auf den revolutionären Volkshaufen richten ließ, um, nach dem Ausdruck Raskolnikows, „mit Kanonenkugeln auf Schuldige und Unschuldige zu feuern, ohne sie auch nur eines Wortes der Erklärung zu würdigen“. Und darauf folgt noch eine ganze Reihe geglätteter Verbrechen. „Ich erlieh damals“, sagt Raskolnikow, „daß Macht nur Dem gegeben wird, der es wagt, sich zu bücken und sie zu nehmen. Hierbei ist ja nur Eins erforderlich: man muß nur wagen, nurerkühnen muß man sich! Es stand plötzlich sonnenklar vor mir, daß noch kein Einziger bis jetzt gewagt hat und heute wagt, wenn er an diesem ganzen Blödsinn vorübergeht, einfach Alles am Schwanz zu nehmen und zum Teufel zu schleudern! Ich wollte mich dazu erkühnen!“ Dem Bewußtsein Napoleons zeigte sich das Selbe natürlich nicht „sonnenklar“: nur aus dem dunklen, uranfänglichen Instinkt der sich empörenden Persönlichkeit heraus wollte er „sich erkühnen“.

Napoleon ging aus der Revolution hervor und nahm sogar ihre Offenbarungen an; nur veränderte er sie für seine Zwecke. „Alle sind gleich“: damit stimmte er überein; nur fügte er hinzu: „Alle sind gleich für mich, Alle sind gleich unter mir.“ „Alle sind frei“; er will Freiheit, will freien Willen: aber „nur für sich allein“ will er freien Willen.

Vom Gesichtspunkt der alten, mosaischen und der scheinbar neuen, in Wirklichkeit aber eben so alten menschenfreundlichen Sittlichkeit aus, die Jean Jacques Rousseau mit der Feder und Robespierre mit dem Henkerbeil verkländert haben, ist Napoleon ein Dieb und Mörder, „ein Räuber außerhalb des Gesetzes“. Uns erdrückt das Pathos der historischen Ferne; wir sind geblendet von der Sonne von

Kufterlig. „Napoleon, die Pyramiden, Waterloo, — und eine hagere, häßliche, Me-
gistratorenwitwe, eine alte Bucherin mit einem rothen Koffer unter dem Bett; wie
sollen sie denn Das verdauen! Wird denn, heißt es, Napoleon unter das Bett
eines alten Weibes kriechen?“ Und doch, wenn nur die „Kestheit uns nicht störete“,
müßten wir zugeben, daß für die Kritik der reinen Sittlichkeit die Zerstörung Lou-
lons und das Kriechen unter das Bett des alten Weibes das Selbe ist. Furcht-
bar und gemein ist es, scheußlich und widerlich! Er kroch unter das Bett und ver-
kroch sein ganzes Leben. Warum ist Das nun in dem einen Fall „Uebertretung
(Schuld) und Sühne“, im anderen Fall Uebertretung (Verbrechen) und Krönung
mit dem in der Geschichte einzig dastehenden univ.ersalhistorischen Lorbeerkranz?
„Gott hat sie mir gegeben“ (die Krone der römischen Caesaren); „wehe Dem, der
an sie rührt.“ Kein Wunder, wenn der verschüchterte und vom Ruhm berauschte
Pöbel daran glaubte. Wie aber konnten die freien, rebellischen Byron und Ver-
montow daran glauben? Wie konnten sie diesen „Tyrannen“, der dem größten
Versuch der Menschenbefreiung, die Revolution, enthauptete, als ihren Helden an-
erkennen? Wie, endlich, konnten so ruhige und nüchterne Leute wie Fuschkin und
Goethe von ihm betrogen werden? Und doch ist es so. Als hätte er ihnen ge-
heimsten, für sie selbst noch furchtbaren Traum erwahren und verkörpert. Und ge-
radezu dankbar dichten sie die letzte wundervolle „Sage“ Europas von ihm, dem
Märtyrer-Imperator auf Sankt Helena, von dem neuen Prometheus, der an den
einsamen Fels inmitten des Ozeans geschmiedet ist. Dem Märtyrer welches Gottes?
Das wissen sie nicht. Das sehen sie nicht. Nur dunkel ahnt ihr Instinkt, daß gerade
hier, bei Napoleon, ein anderer Geist umgeht, einer, der ihnen wie näher und ver-
wandter, der wie neuer und sogar freier, befreiender und schöpferischer ist als der
Geist der Revolution. Erwachte nicht in dem alten, schon zur Ruhe gekommenen
und ein Wenig sogar schon veränderten Goethe, als er sich an Napoleon wie an
einer übernatürlichen, „dämonischen“ Erscheinung der Natur und der Menschheit
begeisterte, nicht etwas Jünglinghaftes, grenzenlos Rebellionisches, Unterirdisches, das
Selbe, aus dem auch sein Prometheusruf geboren scheint:

Ihr Wille gegen meinen!
Eins gegen Eins. . . .
Götter? Ich bin kein Gott —
Und bilde mir so viel ein als einer.
Unendlich? — Allmächtig? —
Was könnt Ihr?
Vermögt Ihr, zu scheiden
Mich von mir selbst?

Auch bei Byron nimmt die Erscheinung Napoleons nicht umsonst die Ge-
stalt Prometheus', Kains, Luzifers an, — aller Verstoßenen, Verfolgten, die sich
geger Gott erhoben und vom Baum der Erkenntniß gegessen haben. Dieser Geist,
der weder hell noch dunkel ist, wie das sahle Dämmerlicht der ersten Morgenstunden,
dieser neue Dämon Europas mit seinem frommen, leidenschaftlosen Lächeln: um
wie viel ist er aufrührerischer als Robespierre oder Saint-Just, um wie viel will
er mehr als Rousseau oder Voltaire! Es scheint, daß hier auch des Räthfels Lösung
ist. Aber vielleicht ist Niemand diesem Errathen ferner als Napoleon selbst. Viel-
leicht würde sich Niemand so sehr darüber wundern, Niemand so entrüstet sein wie

er, wenn er begreifen könnte, welche Folgerung aus seinen Sätzen gezogen, welche Bedeutung seiner Persönlichkeit beigelegt werden wird. Schien doch nicht nur Anderen, sondern auch ihm selbst, daß er das gestörte Gleichgewicht der Welt wiederherstelle, daß er unerlöschliche Ordnung einführe, das auseinanderfallende Gebäude des europäischen Staatskörpers stütze und der Revolution ein Ende mache. Wenn nur er selbst und die Anderen den „ersten Schritt“, seinen Ausgangspunkt, vergessen könnten, diesen bleichen jungen Menschen mit den blutigen Händen, der nach dem rothen Koffer unter das Bett der alten Wucherin (der neuen Göttin „Vernunft“) kriecht! „Dio mi la dona. Gott hat sie mir gegeben.“ Die Krone oder die rothe Truhe? Und ist es wirklich Gott? Wirklich der christliche Gott oder der Gott des sanften Buches Moses? Immerhin hat er doch getödtet und gestohlen! Er aber ist ein Einzelner; für die Anderen heißt es nach wie vor: „Du sollst nicht töden“, „Du sollst nicht stehlen!“ Wenn er, warum dann schließlich nicht auch ich? Ist er denn nicht aus der selben Nichtigkeit hervorgegangen wie ich, nicht aus einem eben so abstrakten mathematischen Nichtigkeitspunkt wie ich? Er ist Gott; ich bin „zitternde Kreatur“. Aber auch in meinem Herzen erhebt sich der Schrei des Titanen: „Götter? Ich bin kein Gott und bilde mir so viel ein als einer.“ Wenn er „beim Vorübergehen einfach Alles am Schwanz nahm und fortschleuderte zum Teufel“: warum soll dann nicht auch ich einmal das Selbe versuchen, und wäre es auch nur, sagen wir aus, aus Neugier? „Denn hier ist ja nur Eins erforderlich: man muß sich nur dazu erkühnen.“

Napoleon hat den Brand der großen Revolution nicht gelöscht; er hat nur ihren Feuerfunken aus dem äußeren, politischen, weniger gefährlichen Gebiet in das innere, sittliche, viel explosivere geworfen. Er wußte selbst nicht, was er that, ahnte selbst nicht, „was Geistes er war“; aber mit seinem ganzen Leben, durch sein Beispiel, durch die Größe seines Glückes und die Größe seines Unterganges hat er die tiefsten Grundfesten der ganzen christlichen und vorchristlichen Sittlichkeit erschütteret; ohne seinen Willen, gegen seinen Willen hat er die „Umwertung aller Werthe“ begonnen, hat er noch nie dagewesene Zweifel an den Urtroffenbarungen des Menschengewissens erweckt, hat er (wenn auch mit halbverschlossenen Augen) in das „Jenseits von Gut und Böse“ geblickt und hat auch Anderen erlaubt, auch Andere gezwungen, dorthin zu blicken. Das aber, was der Mensch dort erblickt hat, Das kann er nie mehr vergessen. Die alte politische „Große“ Revolution erscheint uns, trotz all ihren äußeren blutigen Gräueln, ungefährlich, fast gutmüthig und klein wie ein Kinderspiel, fast wie Schülerunart im Vergleich mit diesem kaum sehbbaren, kaum hörbaren innerlichen Umsturz, der sich noch bis auf den heutigen Tag nicht vollzogen hat und dessen Folgen wir gar nicht voraussehen können.

Eines ganzen Jahrhunderts angestrengten philosophischen Denkens hat es in Europa bedurft, von Goethes „Promethens“ bis zu Nietzsches „Antichrist“, um den ewigen Sinn der napoleonischen Tragödie als universalhistorischer Erscheinung zu erfassen: die antichristliche und dabei doch heilige Liebe zu sich selbst, zu seinem „fernen“ Selbst, die der Liebe zu Anderen, zum „Nächsten“ entgegengesetzt ist; der titanische unterirdische Anfang der Persönlichkeit: „ich allein gegen Alle“; „ihr Wille gegen meinen“, der Wille zur Selbstbejahung, der „Wille zur Macht“, der dem Willen zur Selbstverleugnung, zur Selbstvernichtung entgegengesetzt ist; die Empörung gegen die alte, gegen die neue, gegen jede gesellschaftliche Einrichtung,

jeden „gesellschaftlichen Verband“, gegen alle „beengenden Fesseln der Civilisation“, nach dem Ausdruck Napoleons, den er gleichsam von dem Urahnen der Anarchisten, Jean Jacques Rousseau, entlehnt hat; die Empörung gegen die Menschheit (Kain), gegen Gott (Luzifer), gegen Christus (der Antichrist-Niejsche): Das sind die emporsührenden Stufen dieser neuen sittlichen Revolution. Unbegrenzte Freiheit, unbegrenztes Ich, vergöttertes Ich, Ich-Gott: Das ist das letzte, kaum zu Ende gesprochene Wort dieser Religion, die Napoleon mit so gemialem Instinkt vorausgesehen hat („Ich habe eine Religion geschaffen“) und über die er mit so unerzeuglichem Reichthum scherzen konnte: „In allen Jahrmarktstuben würde man mich verachten, wenn ich mir einfallen ließe, mich für Gottes Sohn auszugeben.“

Und von diesem selbst unterirdischen, vulkanischen Stoß, der scheinbar aus dem Westen kam, von diesem selbst unklaren, bald mitführenden, bald spöttischen, aber immer aufregenden und tiefen Gedanken, an die napoleonische Persönlichkeit, an die Raubvögel und aufrührerischen Helden, die „Menschen des Fatums“ begann auch die Wiebergeburt der russischen Literatur. Dieser Gedanke, der sich wohl zeitweilig verbarg, sich gleichsam unter die Erde versenkte, doch niemals endgiltig verschwand, da er immer wieder mit neuer und aberneuer Kraft hervordrang, dieser Gedanke begleitete die ganze große universalhistorische Entwicklung des russischen Geistes in der russischen Literatur, von den „Moskowitern im Uhlid-Harold-Mantel“, an deren Händen „Blut klebt“, von Ales-Betschorin, der „nur für sich allein Willen haben will“, bis zum Nihilisten Kirilow, der sich für „verpflichtet“ hält, „Eigenwillen zu zeigen“, bis zu Stawrogin, der „in beiden entgegengesetzten Polen (in der Frevelthat und in der Heiligkeit) den gleichen Genuss findet“, bis zu Zwan Karamasow, der endlich begreift, daß „Alles erlaubt ist“, und damit Niejsches „Alles ist erlaubt“ voraussetzt.

Ein junger Mann*) mit bleichem Gesicht, „mit wundervollen Augen und eben solchem Aeußeren“ (und nicht nur Aeußeren), der an Bonaparte vor Loulon erinnert, stiehlt sich nachts in das Schlafzimmer der alten Gräfin, um ihr gewaltsam das Kartengeheimniß zu erpressen.“ Die Pistole, die er mitgenommen hat, um die Alte zu erschrecken, ist nicht geladen. Dennoch fühlt er sich als Mörder. Hier handelt es sich übrigens nicht um die Alte: „Die Alte ist Unsinn“, vielleicht auch ein Irrthum; „nicht die Alte, sondern das Prinzip“ erschlug er; er bedurfte nur des „ersten Schrittes“: „ich wollte nur den ersten Schritt thun, mich in eine unabhängige Stellung bringen, Mittel erlangen; dann, später, hätte sich Alles durch unermesslichen Nutzen ausgeglichen. Ich wollte das Gute den Menschen bringen.“ Und für das Gute erschlug er. Das sagt Raskolnikow; aber das Selbe könnte auch von Puschkins Herman in der „Pique-Dame“ gesagt sein. Wie Raskolnikow, so ist auch Herman ein Nachahmer Napoleons. Wie flüchtig auch sein innerer Mensch von Puschkin gezeichnet ist; jedenfalls ist er kein gewöhnlicher Verbrecher; dahinter steckt noch etwas Komplizirteres, Räthselhafteres. Puschkin selbst berührt natürlich, wie so seine Art ist, kaum diese Räthsel; er geht an ihnen vorüber und macht sich mit seinem unerforschbar gleitenden, lächelnden Spott von ihnen los. Aber aus der wie zufällig von Puschkin hingeworfenen Skizze „Die Pique-Dame“ sind nicht zufällig Gogols „Tote Seelen“ und Dostojewskijs „Robion Raskolnikow“

*) Herman, der Held in Puschkins „Pique-Dame“.

herorgegangen. So gehen auch hier die Wurzeln der russischen Literatur auf Puschkin zurück; gleichsam als hätte er im Vorübergehen auf die Thür des Labyrinthes gewiesen. Nachdem Dostojewskij einmal in dieses Labyrinth eingetreten war, konnte er sich später sein Leben lang nicht mehr herausfinden; tiefer und tiefer drang er hinein, forschte, prüfte, versuchte, suchte und fand doch keinen Ausgang.

Wie von Puschkins Herman, so kann man auch von Raskolnikow sagen, daß er ein „durch und durch petersburger Typ“ ist, „ein Typ aus der petersburger Zeit“. In keiner anderen Stadt, in keinem anderen Zeitabschnitt der russischen oder europäischen Geschichte hätte dieser Herman sich zu einem Raskolnikow entwickeln und auswachsen können. Und hinter diesen zwei „kolossal“, „außergewöhnlichen“ Gestalten hebt sich eine dritte Gestalt ab, tritt die noch kolossalere und außergewöhnlichere Gestalt des Ehernen Reiters auf dem Granitfels hervor.²⁾ Was zuerst fremd, aus dem „angefaulten Westen“ importirt, romantisch, byronisch, napoleonisch erschien, wird verwandt, volllich, russisch, wird zum Geist Puschkins, Peters; was aus den Tiefen Europas kam, trifft mit aus den Tiefen Rußlands Kommendem zusammen. Ist der Traum unseres sagenhaften Reden der Steppe, unseres Hja von Rurum, nicht der Traum von dem „Bunderrhäter“, dem „Riesen“? Ja, in diesem Rebel der sibirischen Sümpfe und in dem Granit der aus ihnen emporgewachsenen Stadt fühlt man deutlich die Verbindung aller kleinen und großen Helben der aufständischen oder nur andrängenden russischen Persönlichkeit, von Onjegin bis zu Herman, von Herman bis zu Raskolnikow, bis zu Iwan Karamasow, mit Dem, „durch dessen Fatumswillen die Stadt sich aus dem Meer erhob“, die „absichtlichste aller Städte der Erdkugel“, die Stadt der abstraktesten Erscheinungen, der größten Vergewaltigung der Menschen und der Natur, des historischen „lebendigen Lebens“, die Stadt der anscheinend geometrischen Ordnung, des mechanischen Gleichgewichtes, in Wirklichkeit aber der gefährvollsten Aufhebung der Lebensordnung und des Lebensgleichgewichtes.

Schon Puschkin hat die Ähnlichkeit Peters mit Robespierre bemerkt. Und wirklich sind die sogenannten „Reformen“ Peters die größte Revolution, der größte Umsturz, die Empörung, der Aufstand von oben, „der weiße Terror“. Peter ist Tyrann und Rebel zu gleicher Zeit. Rebel im Verhältniß zum Vergangenen, Tyrann im Verhältniß zum Zukünftigen. Napoleon und Robespierre in einer Person. Und sein Umsturz ist nicht nur politisch, sozial, sondern in noch viel größerem Maße sittlich, er ist unerbittlicher, unbarmherziger, wenn auch unbewußter Bruch aller kategorischen Imperative des Volksgewissens, ist zügellose Umwerthung aller sittlichen Werthe. Ich glaube, wenn in den Annalen alle menschlichen Verbrechen aufgezeichnet wären, würde man keins finden, das das Gewissen mehr befangen machen könnte als die Ermordung des Jarewitsch Alexej. Ist sie doch nicht wegen des fraglos Verbrecherischen suchtbar, sondern wegen der immerhin möglichen Gerechtigkeit und Schuldblosigkeit des Sohnmörders. Eine so räthselhafte Tragödie finden wir in Napoleons Leben nicht. Das Furchtbare ist hier aber die Frage: Wenn Peter so handeln mußte? Wenn er durch die Unterlassung dieser That das größte und wahre Heiligthum seines Jarengewissens zerstört hätte? Erschlug er denn den Sohn für sich selbst? Peter konnte doch nicht (er verstand es einfach nicht)

²⁾ Anspielung auf das petersburger Denkmal Peters des Großen.

sich vom Rußland unterscheiden, sich und Rußland nicht als Eins fühlen: er empfand sich als Rußland, liebte Rußland wie sich selbst, liebte es mehr als sich selbst. Wer wagt, zu sagen, daß er nicht tausendmal für Rußland gestorben wäre? Er wollte Rußlands Bestes, „wollte das Gute den Menschen bringen“: darum erschlug er, darum „übertrat“ er das Gesetz, trat er über das Blut, da er glaubte, daß dieser Schritt „später durch unermesslichen Nutzen wieder gut gemacht werden wird.“

Und da steht Peter, wie Puschkin sagt, „bis zum Knie im Blut“; eigenhändig foltert und enthauptet er. Und in dem Augenblick ahmt er Keinem nach, ordnet er sich keinerlei fremden Einflüssen des Westens unter; in dem Augenblick ist er im höchsten Grad russischer Zar, Nachfolger Zwans des Grausamen. Der moskauer Zar-Genet ist eben so autochthon wie der zaardamer Zimmermann, der einfache Arbeiter. Selbst seine ärgsten Feinde, die Abtrünnigen, die Kasakolniken fühlen doch, wenn sie ihn auch den „Fremden“, den „Untergeschobenen“ nennen, daß er ihnen blutsverwandt ist. Und auch die Slavophilen hassen ihn als Blutsverwandten, hassen ihn mit dem größten Bluthaß, denn sie fühlen, daß er ihr eigen Fleisch und Blut ist, und was ihren Haß erzeugt, ist das selbe Blut, das in Puschkin seine eben so starke Liebe zu Peter erzeugt hat. Nie noch hat es in der Weltgeschichte eine solche Verwirrung, eine solche Erschütterung des Menschengewissens gegeben, wie sie Rußland in der Zeit der „Reformen Peters“ erfahren hat. Es scheint, daß diese Erschütterung sich noch bis auf den heutigen Tag nicht nur im russischen Volk, sondern auch in unserer kultivierten Gesellschaft bemerkbar macht. Es scheint, daß der sumpfige Grund des finischen Noores immer noch unter dem Ehernen Reiter schwankt. Wenn nicht heute, dann kommt morgen ein neuer Umsturz in dieser „phantastischen Geschichte“, eine neue Ueberschwemmung, wie sie Puschkin in seinem „Ehernen Reiter“ geschildert hat.

Der Wirkung antwortet die Gegenwirkung, der Revolution der Staatsstreich, dem Rotzen der Weiße Schreden. Der russische Sozialismus und Terrorismus (auch ein petersburger, nur in Petersburg zuständige Erscheinung) ist einer der ewigen Prophetenträume des „Giganten auf dem ehernen Pferd“, ist einer der stollen Abhänge, vor denen, unter seinem Hängelbruck, das den Abgrund ahnende Rußland sich aufbäumt. Die wilde Wirklichkeit, die der Phantasie so reichliche Nahrung bietet, stärkt hier den wilden Gedanken des Terrorismus. „Es begann mit der Anschauung der Sozialisten“, sagt der Student Kasumichin über Kasolnikows Lehre vom Verbrechen, aus der die ganze Tragödie entstanden ist. In Rußland erst, nur in Rußland wurde der Sozialismus zur Alles verschlingenden philosophischen, metaphysischen, mythischen Lehre vom Sinn des Lebens, vom Ziel und Zweck der Weltentwicklung. Nur hier, in dem Rußland Peters und Petersburgs, kommt der Sozialismus zu seinen letzten Folgerungen. Die russische Antwort auf die Frage der westeuropäischen Kultur ist: Anarchismus. Ein furchtbares Wort. Ein Wort, dessen Sinn man in Rußland empfindet. Kasolnikow ist schon auf seinem Ausgangspunkt den Sozialisten weit voraus. Nach seiner Lehre muß Jeder, der für die Menschheit Etwas leisten und bedeuten will, „Uebertreter“ sein, Verbrecher; sonst, sagt er, könnte ihm ja nicht gelingen, die Menschheit aus dem alten Gleis herauszubringen.

Petersburg.

Dmitrij Mereščkowskij.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 475 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: U r l r c a s.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.



MURATTI



Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den Original-Kneifer der Orthozentrischen Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser Kneifer ist geschützt durch viele Auslandspatente und D. R. G. M. Alleinverkauf

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!



Reiseartikel, Plattenkoffer, Lederwaren, Necessaires, echte Bronzen, kunstgewerbliche Gegenstände in Kupfer, Messing und Eisen, Terrakotten, Standuhren, Tafelbestecke, Tafelservice, Beleuchtungskörper für Gas und elektrisches Licht

gegen monatliche Amortisation.

Erstes Geschäft, welches diese feinen Gebrauchs- und Luxusartikel gegen erleichterte Zahlungen liefert. — Katalog B. K. kostenfrei. — Für Beleuchtungskörper Spezialliste.

Stöckig & Co., Hoflieferanten

Dresden-A. 1 (für Deutschland). Bodenbach 2 i. B. (für Österreich).

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN W.

DIE LATERNE

Novellen von

JAKOB SCHAFFNER

*Würde diese Erzählung in den Werken
Gottfried Kellers stehen, so würden
wir sie zu dem Schönsten rechnen,
was dem Meister gelang.* (Verlag und
Klasings Monatshefte)

Preis geb. 3 M., geb. 4 M. Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 17., Sonnabend, den 18., Sonntag, den 19., Montag, den 20., Dienstag, d. 21. J. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).



Photographieren Sie,

wie es Dr. Vogels Taschenbuch den Anfänger lehrt. In über 60000 Exempl. verbreitet. M. 2.50. Verlangen Sie Probeheft der Amateurzeitschrift „Photograph. Mitteilungen“ vom Verlage
 ●●●● Gustav Schmidt, Berlin W 10.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von Jul. Freund. Musik von Victor Hollaender Guido Thielscher a. D., Heary Bender, Fritz Massary, Jos. Josephi, Fritz Schenke usw.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
 Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur Publikation ihrer Arbeiten in Buchform. Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst und Musik, Leipzig 61.

Schriftsteller

Bekannter Verlag übert. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Acuss. günst. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Secession

Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalemer Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten. Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Auf Grund des bei den unterzeichneten Firmen erhärtlichen Prospektes sind
Nominal M. 9,000,000.— auf den Inhaber lautende Aktien
 (Nr. 45,001—52,000 à M. 1.00.—)

der Vereinigten Königs- und Laurahütte

Aktien-Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb in Berlin mit halber Dividendenberechtigung für das Geschäftsjahr 1907/08 zum Handel und zur Notierung an den Börsen zu Berlin, Hamburg, Breslau u. Frankfurt a. M. zugelassen.
 Berlin, Hamburg, Breslau, Frankfurt a. M., im Juli 1908.

S. Bleichröder, Dresdner Bank, Nationalbank f. Deutschland, Norddeutsche Bank in Hamburg, L. Behrens & Söhne, E. Holmann, Deutsche Effekten- & Wechsel-Bank.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Überall zu haben. Preis 85 Pf. pro Schachtel.

3 Pf. 1/2 Schachtel
nur 1/2 Schachtel

Gegen Husten & Heiserkeit.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapiere.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.
Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:
Offerendos, London.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbrada-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz, Prosp. 10
Diät. Kuren nach Schroth.

Sanatorium Felicienquell

Obernigk bei Breslau

für Nervenleidende u. chron. Kranke. Pension für Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. (Geisteskranke ausgeschlossen). Unter spezieller ärztlicher Leitung. Prospekte frei. Vorzügliche Verpflegung. Telefon 5.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heilbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell.**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Fabrik **F. Hagedorn & Söhne, Bremen.**

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Herz-Stiefel

berühmt durch **Solidität**

Eleganz durch **Passform**

Erfolg von der **FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G.**
Otto Herz & Co.

Nervenschwäche der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 79.

Fort mit der Feder!



Schreibst Du mit Feder noch so gut,
Weit besser schreibt die Lilliput.

Die neuen LILIPUT-Schreibmaschinen

sind das Schreibwerkzeug für jedermann.

Modell Minima Preis M. 38.—

Modell A. Preis M. 45.—

Modell Duplex Preis M. 58.—

1 Jahr Garantie.

Sofort ohne Erlernung zu schreiben. Keine Weichgummitypen. Alle Arten von Vielfältigkeit. Geeignet für alle Sprachen durch einfache Auswechslung der Typenräder. Reisemaschine, da nur 3 kg Gewicht. Beste Korrespondenzmaschine all. Systeme i. bill. Preislage. Glänzend. Anerkennung. Prospekte u. Schriftproben kostenlos von

Deutsche Kleinmaschinen-Werke

Justin Wm. Bamberger & Co.

München 21, Lindwurmstr. 129-131.

Zweigniederlass. in Berlin und Hamburg.

Münchener Ausstellung 1908: Halle II,

Raum 158 und Öffentliches Schreibbureau

neben dem kgl. Ausstellungs-Postamt.

(30 Lilliput in Betrieb).

Wiederverkäufer überall gesucht.

Sanatorium

Schloss Ueberlingen

am Bodensee in Baden

540 m. über dem Meer in herrlich, walddreich. Lage, mit Alpenpanorama. Auch zur Erholung u. Nachkur. Physikal.-diätet. Heilweise nach Dr. Lahmann, Grasse Luft-Sonnen- u. Seebäder. Das ganze Jahr offen. Prosp. frei.

Ehe-schliessungen in England
rechtsgiltige, im
Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Brock & Co., London, E. C. Queensr. 999L.

Stottern heilt d. schwierigst. Fälle
Garantie nach Wunsch.
C. Buchholz,
Hannover 2, Hornstr. 14.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—

Inhalt vom I. Band: Phrasen. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nicöa und Erlort. Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurée. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Suprema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck a. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. Md.R. Ercica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2. Bund. Kirchenvater Strindberg. Der Ententeich.

Jeder Band 87. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

In 2. Auflage erschien soeben:
Die Grausamkeit
mit bes. Bezugnahme auf

Sexuelle Faktoren.

Von **H. Rau.**

Mit 22 Illustrationen, 4 M. Gebund. 5/2 M.

Nur für starke Nerven!

Sexuelle Verirrungen;

Sadismus u. Masochismus.

Von Dr. E. Laurent übers. v. Dolorosa.

6. Aufl. 5 M. Geb. 6 M.

Okkultismus und Liebe.

Studien z. Geschichte d. sexuellen Verirrungen.

Von Dr. E. Laurent.

360 Seiten br. 7/2 M. Geb. 9 M.

Ausführliche Prospekte gratis franco.

H. Barsdorf, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen
Man verlange Preisliste.

BUSCH - Hand-
Kameras
mit
BUSCH-
Objektiven.

Besondere
NEUHEITEN
1907.

Agob
Citkam
Roia Spiegelreflex
Roia Stero Nettel
Mk. 37.— bis 365.—



Zu beziehen durch alle photogr.
Handlungen. Kataloge 1908 gratis
und franko.

Rathenower Opt. Ind.-Anstalt, vrm. Emil Busch, A.-G. Rathenow.

Von Schriftstellern gegründet u. geleitet
ersucht das Bureau

„Mentor“, München. Schönfeldstrasse No. 28.

G. B. F. L. um Einsendung v. Manuskripten. Keine Uebervorteilung. Programm grat. u. frko.

Die grösste Erleichterung in heisser Zeit bietet

Schiessers Abhärtungswäsche aus Ramie



Schiessers Abhärtungswäsche

weil sie luftdurchlässig ist, Transpiration
mindert, nicht klebend anliegt und bei
Zugluft und schnellem Temperatur-
wechsel Erkältungen verhütet.

Auskunft über Niederlagen und Muster
sowie Gutachten etc. gratis und franko
durch den Fabrikanten

Jaques Schiesser, Radolfzell W. (Baden)

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Modernstes Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**



Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten - Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

Meiningen

Sanatorium für Nervenkrankte und Erziehungskuren. Modern nach physikal. u. ärztl. Prinzip geartet mit Familienanschluss unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte

Leitensinst. „Frühjahrskuren“. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. C. A. Passow.

Nach Island und dem Nordkap

mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer „Oceana“.

Abfahrt von Hamburg 4. August.
 Durch vorüber: Eidsvorth (Leitz), Nienow (Ordn.-Inlet), Thorshavn (Hörde), Nordfjäll (Nobis), — Fahrt an der isländischen Küste, vorbei an Sneffells-Jökul, Esatiberg, dann in den Völsfjord, am folgenden Tage in den Östfjord bis nach Akureyri, von dort weiter nach der Nordküste von Island — Nordfj., Hammerfest, Lingen (Lungenfjord), Tromsø, Digeraviken, Naht durch den Vekfjord, dann bei Kilefud in den Storfjord, durch den Skjungs- und Sameliffjord in den Geirangerfjord bis Alrek, zurück auf denselben Wege, dann in den Jorudfjord, endlich in den Sognefjord, durch Hjeltelands- und Mirdiffjord bis Gudvangen (Dörbal), Westlandreise via Sint-

heim und Westfjorden nach Bergen. Reisebauer 22 Tage.

Reisepreise von Mk. 500 an aufwärts.
 Alles Nähere erhalten die Prospekte.

Hamburg-Amerika Linie, Abteilung Fernungsgareisen, Hamburg.

Der Kaiserhof Berlin

am Wilhelm- und Ziethenplatz

Das schönste und komfortabelste Hotel der Welt

Grand Restaurant Kaiserhof
Grillroom Kaiserhof
Grosse Halle, Kaiserhof
Five o'clock Konzert 4 $\frac{1}{2}$ —6 $\frac{1}{2}$
Festsäle, Kaiserhof, Sala u. Salons
für Hochzeiten und Festlichkeiten.
Weingrosshandlung

Kurhaus Heringsdorf (Kaiserhof)

Mittelpunkt des vornehmen Badelebens.
Sommer-Saison vom 1. Juni bis 30. September.

== Killmanns Hotel Bremen ==

Das vornehmste Haus am Platze.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Muzikstrasse 1.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18, Hüschplatz 18.

Marquardt & Co., Verlagsanstalt,
G. m. b. H., Berlin W 50

Henker Drill

Schülerselbstmorde
Soldatenselbstmorde

von Eduard Goldbeck

Preis: 1,50 Mark

erschienen soeben in unserem Verlag als
I. Heft der Broschürenfolge:

Der Kampf unserer Zeit

Marquardt & Co., Verlagsanstalt,
G. m. b. H., Berlin W 50

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium
Zackental“
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau Ig. H.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
nasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
für Erholungs-suchende, Wintersport.
Nach allen Krankenschaffen der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Schönste
sich im Ganzen Jahr besucht. Manager
Dr. med. Bartsch, d.ing. Arzt Jas-
selbet oder Administration in
Berlin S. W., Jägerstr. 118.

Henkell Trocken



Für Inserate bezugsnehmlich: Rob. Wrig. Druck von G. Fernstein in Berlin.